



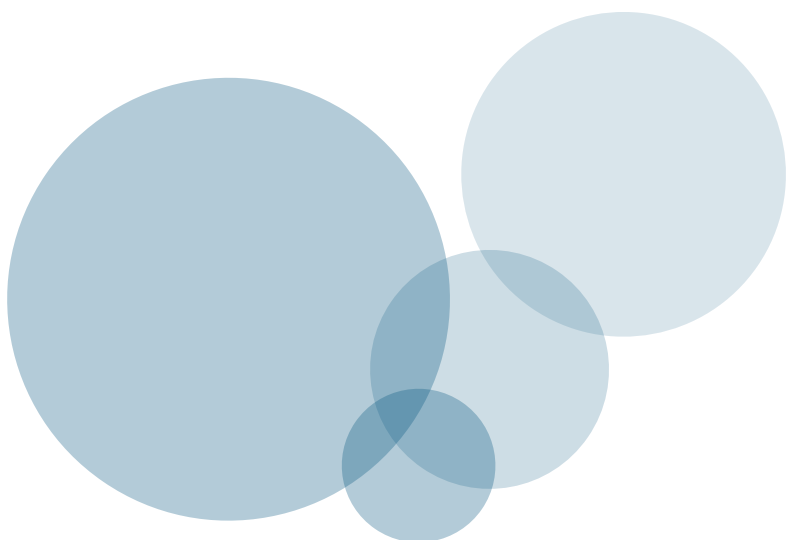
Dokumentation
Fachtagung

Lernen ohne Grenzen

Auf dem Weg zum inklusiven Handeln – Trier, 20.-21. Oktober 2017



BISTUM
TRIER



Inhaltsverzeichnis

1 Vorwort.....	2
2 Grußwort: Generalvikar Dr. Ulrich Graf von Plettenberg	3
3 Grundlagenvorträge	6
3.1 Sind Teilhaberversprechen Zukunftsmusik? (Prof.in Dr. Elisabeth Wacker)	6
3.2 Inklusive Momente im Bildungsprozess (Prof. Dr. Ulrich Heimlich)	18
4 Foren 1–5 der Fachtagung (am Samstag)	24
4.1. Forum 1: Miteinander und voneinander lernen	24
4.1.1 Begrüßung und Vorstellung	25
4.1.2 Visualisierung der Erwartungen	26
4.1.3 Thematischer Impuls zum lebenslangen Lernen	28
4.1.4 Vorstellung der Praxisbeispiele	28
4.1.5 Inhaltliche Zusammenfassung durch Prof. Dr. Ulrich Heimlich	35
4.1.6 Erkenntnisse und Perspektiven	36
4.2. Forum 2: Inklusiv leben in sozialen Räumen	40
4.2.1 Begrüßung und Vorstellung	41
4.2.2 Kennenlernen.....	41
4.2.3 Sozialraumorientierung – Was ist das?	42
4.2.4 Interview mit Karin Hoffmann: Lebenslauf in verschiedenen Sozialräumen	45
4.2.5 Erkundungen in 4 verschiedenen Lernräumen	46
4.2.6 Erkenntnisse und Perspektiven	49
4.3 Forum 3: Zusammen arbeiten lernen	52
4.3.1 Begrüßung und Vorstellung	53
4.3.2 Impulsvortrag: „Vielfaltsbewusstsein im Betrieb –und warum sich das für alle Beteiligten lohnt“	54
4.3.3 Vorstellung der Praxisbeispiele	56
4.3.4 Austauschrunde – World-Café	59
4.3.5 Erkenntnisse und Perspektiven	61
4.4 Forum 4: Politisch inklusiv handeln lernen – Inklusion braucht verlässliche Rahmenbedingungen	64
4.4.1 Begrüßung und Vorstellung	65
4.4.2 Problemanalyse.....	65
4.4.3 Impulsvortrag „Inklusion braucht verlässliche Rahmenbedingungen“	66
4.4.4 Vorstellung der Praxisbeispiele	72
4.4.5 Erkenntnisse und Perspektiven	78
4.5 Forum 5: Miteinander kreativ	82
4.5.1 Ein Erfahrungsbericht	83
4.5.2 Erkenntnisse und Perspektiven	86
5 Schlusswort: Caritasdirektorin Dr. Birgit Kugel	90
6 Weitere Programmpunkte / Bildergalerie.....	92
6.1 Lass mich Dich (kennen) lernen	92
6.2 Musicalaufführung „Der Tomatenmaler“	94
6.3 Geistliche Impulse.....	96
7 Anhang.....	97
7.1 Wichtige Wörter für die Fachtagung in Leichter Sprache	97
7.2 Artikel der Bischöflichen Pressestelle zur Fachtagung	100
7.3 Adressen der Veranstalterinnen und Veranstalter der Fachtagung „Lernen ohne Grenzen“	103
7.4 Verzeichnis der Referentinnen und Referenten	104
Impressum	105

1 Vorwort



Mit viel Engagement, Kreativität und Zeitaufwand haben Vertreterinnen und Vertreter aus unterschiedlichen Organisationen und Institutionen die Fachtagung „Lernen ohne Grenzen. Auf dem Weg zum inklusiven Handeln“ vorbereitet. Dazu gehörten Personen aus unterschiedlichen Bildungsbereichen, die Abteilung Kindertageseinrichtungen des Caritasverbandes für die Diözese Trier (DiCV), das Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung (ILF), die Abteilung Schule und Hochschule im Bischöflichen Generalvikariat (BGV) und die Katholische Erwachsenenbildung (KEB). Daneben haben Vertreterinnen und Vertreter aus Organisationen und Abteilungen mitgearbeitet, deren Ziel mehr inklusives Handeln in Gesellschaft, Politik und Kirche ist, die Landesarbeitsgemeinschaft behinderter Menschen Rheinland-Pfalz, die Abteilung Soziale Sicherheit und Teilhabe im DiCV, die Abteilung Jugend sowie die Abteilung Diakonische Pastoral im BGV, die mit ihrem Arbeitsfeld Inklusion die Federführung der Fachtagung inne hatte. Die (inklusive) Zusammenarbeit in der Vorbereitungsgruppe war neuartig, wir haben dabei viel voneinander und miteinander gelernt.

Ein Ziel der Fachtagung war, dass die Teilnehmenden Inklusion erleben und erfahren können. Die vielen positiven Rückmeldungen zeigen, dass uns dies gelungen ist. Die vorliegende Dokumentation will ermöglichen, dass dieses Gefühl auch beim Lesen und Blättern entsteht, dass Inklusion erlebbar wird. Ziel der Dokumentation ist, den Prozess und die Ergebnisse der Fachtagung nachvollziehbar und auch erfahrbar zu dokumentieren, und zwar in Wort und Bild. So sind in dieser gedruckten Fassung der Dokumentation zahlreiche Bilder sowie viele Zeichnungen von Petra Plicka und Annette Bollig zu finden. Von den einzelnen Referaten in den Foren konnten wir aus Platzgründen nur eine stark gekürzte Fassung abdrucken, aber auf unserer Homepage www.bistum-trier.de/lernen-ohne-grenzen/ können die meisten Impulsvorträge eingesehen und heruntergeladen werden.

Die Vorbereitung der Fachtagung war ein langer Prozess, ebenso die Erstellung der Dokumentation. Das steht sinnbildlich auch für Inklusion: Inklusion braucht Zeit, Geduld und einen langen Atem. Herzlichen Dank an alle, die zur Erstellung der Dokumentation einen Beitrag geleistet haben.

Auf der Fachtagung haben wir die Verwendung einer verständlichen Sprache angestrebt. Dies ist ein Anspruch, dem wir nicht immer gerecht werden konnten. Gleiches gilt für die Dokumentation, auch sie soll verständlich sein. Das dies nicht umfassend gelungen ist, bitten wir zu entschuldigen.

Im Namen aller, die bei der Vorbereitung der Fachtagung mitgewirkt haben, wünsche ich viel Freude bei der Lektüre und die eine oder andere gute Idee für ein „Lernen ohne Grenzen“ und mehr inklusives Handeln.

*Für die Vorbereitungsgruppe
Christoph Morgen*

2 Grußwort: Generalvikar Dr. Ulrich Graf von Plettenberg

Herzlich willkommen zur Fachtagung „Lernen ohne Grenzen“,

das Thema „Inklusion“ und „Inklusives Handeln“ war ein Querschnittsthema bei der Bistumssynode vor 1,5 Jahren. Es freut mich daher sehr, dass die Tagung zustande gekommen ist und dass ich teilnehmen kann. Stellvertretend für alle Beteiligten, die an der Vorbereitung und Durchführung der Tagung mitgewirkt haben, danke ich Herrn Christoph Morgen, der die Fäden insgesamt in der Hand gehalten hat.

Im Rahmen der Ausschreibung der Fachtagung wurde ein besonderes Augenmerk darauf gelegt, den Teilnehmern die Möglichkeit zu eröffnen, inklusives Handeln zu lernen. Infolgedessen knüpfte ich mein Grußwort mehr an eigene praktische Erfahrungen als an Theorien an:

Bei meiner ersten Erfahrung, an der ich Sie teilhaben lassen möchte, war ich zwischen Bundeswehrzeit und Beginn des Studiums, also noch nicht einmal im Priesterseminar. Ich schloss mich einer Gruppe von Maltesern an, die Kranke und Behinderte bei einer Lourdes-Wallfahrt begleiteten. Obwohl ich vorher noch nicht viele Menschen mit Beeinträchtigung kennen und mit ihnen umzugehen gelernt hatte, habe ich wie selbstverständlich eine Person zugeteilt. Woche lang rund um die Uhr betreut habe. Ich hatte großen Respekt vor der Aufgabe, aber am Ende der Woche fragte ich mich, wer von uns beiden wohl bekommen hat – ich, und das Strahlen der Person, die ich eine Woche lang betreute und der Aufmerksamkeit schenkte. Die Antwort ist klar: Ich war es, der das größere Geschenk erhalten hat. Dafür bin ich heute noch sehr dankbar.



Eine zweite Erfahrung machte ich vor sieben Jahren als Priester bei meinem Gang auf dem Jakobsweg. Recht zu Beginn kam ich in eine Herberge, traf auf andere Pilger, die schon länger unterwegs waren als ich, und kam mit ihnen ins Gespräch. Ich erzählte von meinem Unbehagen hinsichtlich möglicher Unwägbarkeiten des Weges. Da sagte ein Mitpilger, ein 20-jähriger Student, der mir erzählte, ungetauft zu sein: „Keine Angst, der Weg sorgt für Dich.“

In meiner Zeit als Lehrer an einer Schule in Hargesheim machte ich eine dritte Erfahrung, von der ich Ihnen berichten möchte. Anfänglich dachte ich, ich weiß und kann alles und bringe es entsprechend aufbereitet den jungen Menschen bei. Diese Haltung habe ich zum Glück bald zur Seite gelegt und gemerkt, dass die spannendsten Stunden die waren, nach denen ich sagen konnte: „Ich habe etwas Neues gelernt!“



Das inklusive Moderationsteam: Karin Müller-Bauer und Michael Wahl

Meine drei Erfahrungen machen deutlich, dass man annehmen könnte, dass ich als Überlegener in der jeweiligen Situation dagestanden haben könnte:

Ich war gesund und fit, der Andere körperlich beeinträchtigt.

Ich war Priester und fromm, der Andere war ungetauft und jung.

Ich war ausgebildet und promovierter Theologe, die Anderen waren Schüler zwischen 11 und 19 Jahren.

Abstrakt könnte man leicht sagen, wo der Vorsprung, die Überlegenheit oder das Wissen ist, aber in der konkreten Situation merkte ich, dass es so einfach oft nicht ist. Das macht mich besonders nachdenklich, so dass ich einen Blick

in die Bibel, in Genesis 1, die Schöpfungsgeschichte, werfe, wo es heißt: „Lasst uns Menschen machen (...)“, sagt Gott am sechsten Tag, „uns ähnlich“, und er schuf ihn als Mann und als Frau.

Gott sagt: „Lasst UNS Menschen machen!“ Gott spricht im Plural, denn Gott ist kein Wesen, das nur für sich allein steht, sondern er ist Gemeinschaft. Was das konkret bedeutet, „als Mann und Frau“, kann man im 2. Schöpfungsbericht lesen: Gott schuf den Menschen aus der Erde heraus und machte sich auf die Suche nach einer Hilfe, die ihm entspricht. Er hat die Tiere und Pflanzen geschaffen, aber darunter keine Hilfe gefunden, die ihm entspricht. Da schuf er die Frau, das Gegenüber. Erst ab diesem Moment ist in der Schöpfungsgeschichte nicht mehr vom Menschen die Rede, sondern von Mann und Frau. Das je eigene Profil ist entstanden. Wir sind Menschen, die sich auf Augenhöhe begegnen können.

Wie heißt es so schön in einem Tagesgebet? „Keinem gabst Du alles, aber niemanden gabst Du, oh Herr, nichts.“ Mit diesem Verständnis, dass wir einander ebenbürtig sind, dass jeder einem anderen etwas zu geben hat, können wir gut aufeinander zugehen und das Motto „Lernen ohne Grenzen“ sehr deutlich leben: Niemand genügt sich selbst, wir sind einander Geschenk.

Dies immer vor Augen geführt, hilft uns, die Fähigkeiten und Möglichkeiten unserer Mitmenschen und nicht deren



Die beiden Schriftdolmetscherinnen Carmen Hick und Annegret Bepler



vermeintliche Mängel zu sehen. Wir sind gehalten, immer wieder zu versuchen, das Gute und Konstruktive in unserem Gegenüber zu entdecken.

Ich glaube, dass der Untertitel der Tagung „Auf dem Weg zum inklusiven Handeln“ gut gewählt ist. „Inklusives Handeln“ ist immer ein Prozess und ein Weg von einer inneren Haltung her. Ein Versuch, den Anderen zu entdecken und aufzudecken, was in ihm angelegt ist, und das Gefundene in unserem Verhalten nach außen zu tragen. Meines Erachtens geht es darum zu helfen, die Ideen und Möglichkeiten in Anderen freizulegen.

In diesem Sinne wünsche ich uns allen, dass wir heute und morgen unter anderem durch die Vorträge, das Musical und die Foren viele praktische Erfahrungen sammeln und einen regen Austausch führen können. Auf diesem Wege kann es uns gelingen, immer mehr inklusives Handeln in der Kirche zu erreichen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

3 Grundlagenvorträge

3.1 Sind Teilhaberversprechen Zukunftsmusik?

Agenturen für Inklusion und Vielfalt im magischen
Vieleck der Kommune als Vision
(Prof.in Dr. Elisabeth Wacker)



Die ‚Partitur‘

Die Überschrift „Sind Teilhaberversprechen Zukunftsmusik?“ enthält zwei Elemente: eine Frage und eine Zeitspanne. Schauen wir zunächst kurz in die Vergangenheit:

Als Zukunftsmusik wurden die Werke des berühmten deutschen Musikers Richard Wagner verspottet (Dellin 1980, 876). Damit gemeint war seine Art von Musik, Kritiker hörten vor allem Misstöne, an die man sich mit der Zeit gewöhnen müsse, manche Opernbegeisterte hielten diese Zukunftsmusik für Hokuspokus oder aber auch für Schwindel. Dies ist nun über 150 Jahre her.

Heute kann man Ähnliches zum Teilhabethema hören: Von Dissonanzen und Misstönen ist die Rede, „Hokuspokus“ wird vermutet oder gilt sogar als tonangebend, wenn der Fokus auf „Inklusion“ liegt, als Angelegenheit oder als Anliegen.

Hierzu möchte ich einige Überlegungen teilen. Meine Partitur ist mehrgliedrig. Und sie soll die Suche nach Inklusion spiegeln. So lässt sich leichter erkennen, welche Zukunftsmusik ertönen könnte. Kompositionen finden sich in Dur- und Moll-Lagen, aber ebenso Zwischentöne. Kurz und knapp in vier Sätzen geht es um folgendes:

- Die Rede ist von der Vision einer inklusiven Gesellschaft, die von menschenrechtlichen Grundsätzen getragen wird. Dem sind Fakten und Daten an die Seite zu stellen, die viele sicher bereits kennen, also dann wiedererkennen werden.
- Zwischen Kennen und Können, zwischen Wollen und Wirken kommt es leicht zu Dissonanzen, dies thematisiert der zweite Teil. Was gelingen soll und wo wir stehen, ist dabei die gegenwärtige Kernfrage.
- Dem folgt der Blick in die Zukunft: Was ist zu tun? Wie lassen sich Einklang oder Zusammenklang erreichen? Können wir die eingesetzten Instrumente besser stimmen für Anliegen der Inklusion?
- Coda – der Schluss soll fragen, was zu tun bleibt. Dazu gibt es Ideen.

1 Visionen einer inklusiven Gesellschaft

Wir alle kennen Slogans wie „mitten drin, statt außen vor“, „Gemeindeorientierung“, „ambulant vor stationär“. Oft geht es um Fragen des gesellschaftlichen „Drinnein oder Draußen“, um die passende Ausrichtung der Sozialpolitik, um den Abbau von Barrieren und Benachteiligungen, die sich für Menschen stellen, die mit Beeinträchtigungen

geboren werden oder mit später erworbenen Beeinträchtigungen leben. Das ist ein wichtiger Teil der Diskussion um Inklusion (Wacker et al. 2005).

Inklusions-Visionen meinen aber eigentlich noch mehr: nämlich die Vorstellung einer zukünftigen Gesellschaft, in der *alle* Menschen gleiche Rechte und Chancen haben und *alle* dazugehören, egal, was sie leisten können und wie verschieden sie sind.

Damit geht es auch um die vielen anderen Gruppen von Menschen, die keinen oder nur eingeschränkten Zugang haben zum gesellschaftlichen Zusammenleben und Zusammenwirken. Das Teilhabeanliegen ist nämlich im Kern unteilbar. Einbezogen sind beispielsweise Menschen im Alter, verschiedenen Geschlechts, unterschiedlicher kultureller Herkunft oder religiöser Orientierung, ebenso wie Menschen mit anderen Vielfaltsmerkmalen.

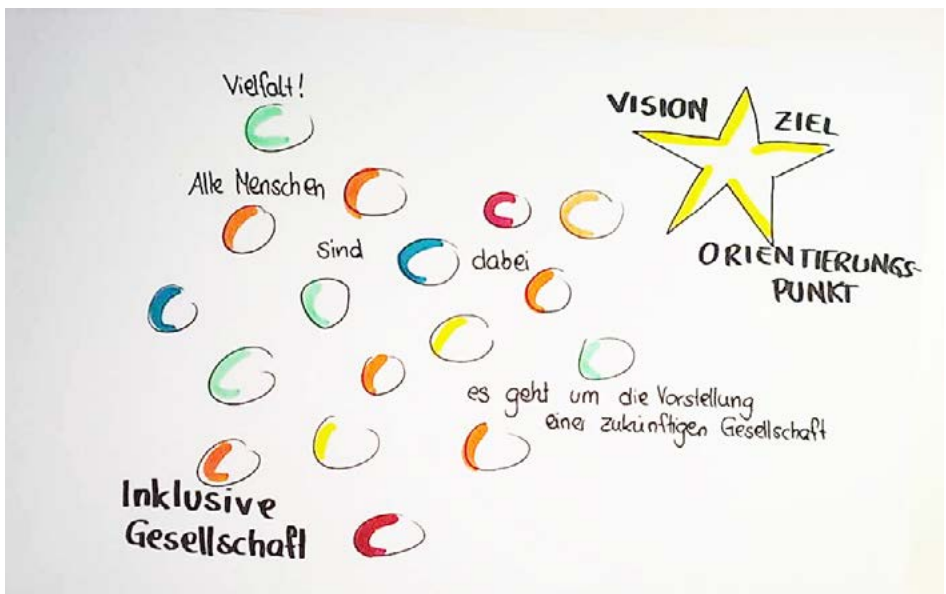
Das macht die Inklusionsfrage aber auch schwierig. Denn Inklusion hat viele Facetten. Deswegen muss man über vielfältige Anliegen und Bedarfe nachdenken, wenn die Aufgabe lautet, gesellschaftliche Teilhabe zu konstruieren und eine inklusive Gesellschaft zu gestalten.

Merkposten:

Vielfalt zu erfassen ist wichtig. Denn es gibt Unterschiede, und es macht Unterschiede. Risiken und Chancen werden erkennbar.

Die Vision einer inklusiven Gesellschaft enthält Aufgaben, die man als „Konstruktion gesellschaftlicher Teilhabe“ beschreiben kann. Worauf zielt dies ab?

Die Antwort lässt sich ablesen an der neuen Teilhabegesetzgebung: Am Jahresende von 2016 hat der Bundestag mit Zustimmung des Bundesrates einen Beschluss ge-





fasst, der auf viele andere deutsche Sozialleistungsgesetze und Ausführungsverordnungen einwirkt: Das ‚Gesetz zur Stärkung der Teilhabe und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen‘ vom 23. Dezember 2016; kurz: (Bundesteilhabegesetz – BTHG). Es setzt einen Veränderungsprozess in Gang mit dem Ziel einer inklusiveren Gesellschaft, in der mehr Teilhabe und Selbstbestimmung von Menschen mit Beeinträchtigungen gelingen soll. Dazu soll aus dem Fürsorgerecht ein modernes Teilhaberecht hervorgehen. Laut BTHG, Kapitel 1, Allgemeine Vorschriften § 1 geht es darum, „Selbstbestimmung und (...) volle, wirksame und gleichberechtigte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft zu fördern, Benachteiligungen zu vermeiden oder ihnen entgegenzuwirken.“

Blättern wir in diesem neuen Gesetz weiter, deutet sich die Veränderungsrichtung und -methode an: Die Leistungsberechtigten sollen partizipieren und ihre individuelle Lebenserfahrung einbringen können, und sie sollen sich nach besten Kräften engagieren für ihr Wohlergehen. § 8 erläutert den Auftrag, „auf die persönliche Lebenssituation, das Alter, das Geschlecht, die Familie sowie die religiösen und weltanschaulichen Bedürfnisse der Leistungsberechtigten Rücksicht“ zu nehmen, sowie „möglichst viel Raum zu eigenverantwortlicher Gestaltung ihrer Lebensumstände“ zu geben und dabei ihre Selbstbestimmung zu fördern. Zur Teilhabe bedarf es der Partizipation, das heißt auch der „Zustimmung der Leistungsberechtigten“. Nach dem Willen des Gesetzgebers soll sich diese Mission Zug um Zug in den kommenden Jahren konkretisieren, während die Maßnahmen und Ziele schrittweise umgesetzt werden. Trotz ausführlicher Abstimmungsprozesse stehen allerdings noch einige Auseinandersetzungen auch inhaltlicher Art ins Haus. Das machen Interessensvertretungen aus ganz verschiedenen Ausgangspositionen heraus klar.¹ Die Tonart scheint also vorgegeben,

¹ Z. B. www.nichtmeingesetz.de

aber am Einklang fehlt es noch. Verschiedene Windungen und Wendungen sind zu erwarten, obwohl in der Breite der Mitspielenden Gleichklang mit den Anliegen der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK)² besteht: Lebensräume sollen beispielsweise chancengerechter sowie Zugänge für alle barrierefreier werden. D.h. ein wichtiger Hintergrund des umfassenden Umbauprogrammes sind menschenrechtliche Anliegen, die seit der Ratifizierung der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen vor etwa zehn Jahren Maßstäbe für gesellschaftliche Teilhabe nennen. Teilhabe soll über Aktionspläne auf Bundes-, Landes und auch auf regionaler Ebene eintreten und Wirkung entfalten. So sollen Ausgrenzungen abgebaut und verhindert sowie die volle und wirksame Teilhabe aller in der Gesellschaft angestrebt und verwirklicht werden.

Wo stehen wir also? Forderungen auf Zugehörigkeit und Teilhabe in einer inklusiven Gesellschaft treffen scheinbar durchaus auf gesellschaftliche Resonanz.

Nach einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung (N=1.400) durch FORSA im Jahr 2014, die im Deutschen Glücksatlas veröffentlicht ist (Güllner, Raffelhüschen 2014), wissen wir:



- Die Deutschen stehen einer inklusiven Gesellschaft grundsätzlich sehr positiv gegenüber. Sie meinen, gesellschaftliche Teilhabe sei eine wesentliche Grundlage für ein glückliches Leben, und beinahe alle (98 %) meinen, das gleichberechtigte Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderung sei in unserer Gesellschaft wichtig.
- Dem gemeinsamen Schulbesuch stimmen noch zwei Drittel (64 %) zu, aber beinahe die Hälfte (44 %) versteht, wenn Firmen lieber Ausgleichsabgaben zahlen, als Menschen mit Behinderung zu beschäftigen.
- Die Bilanz der Machbarkeitsfrage schließlich ist ernüchternd: Nur knapp ein Drittel der Deutschen glaubt überhaupt, dass eine inklusive Gesellschaft möglich sei.
- Und auch die Inklusionsoptimistinnen und -optimisten erwarten diese erst in weiter Zukunft, meist keinesfalls vor 2035.
- Vor allem betrachten die meisten Deutschen die Inklusion von Menschen mit Beeinträchtigung aus rein theoretischer Warte, denn über die Hälfte der Bevölkerung gibt an, selten oder nie Kontakt zu Menschen mit Behinderung zu haben. Man kennt sich also persönlich kaum, konnte sich kein eigenes Bild voneinander machen.

² Das "Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen" (Convention on the Rights of Persons with Disabilities – CRPD) ist ein Menschenrechtsübereinkommen der Vereinten Nationen, das am 13. Dezember 2006 von der Generalversammlung der Vereinten Nationen beschlossen wurde und am 3. Mai 2008 in Kraft getreten ist. Die UN-Behindertenrechtskonvention beinhaltet – neben der Bekräftigung allgemeiner Menschenrechte auch für behinderte Menschen – eine Vielzahl spezieller, auf die Lebenssituation behinderter Menschen abgestimmter Regelungen.

Das bedeutet, Teilhabe „einfach“ zu machen³, wie die Bundesregierung dies bewirbt, funktioniert so vermutlich nicht. Eher sollte man davon ausgehen, dass die Deutschen an Zukunftsmusik denken, wenn von Inklusion die Rede ist.

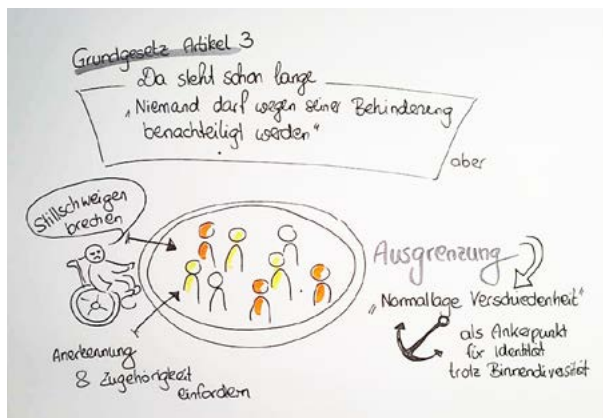
2 Dissonanzen zwischen Kennen und Können, Wollen und Wirken

Also gibt die Gegenwartsanalyse nicht wirklich Anlass zur Entspannung. Zwischen der Inklusions-Vision und der tatsächlichen Lage zeichnen sich erhebliche Unterschiede ab. Welche Eckdaten oder auch unüberhörbaren Misstöne kennen wir hierzu auf der Bühne der Lebenslagen und Lebenswelten?

Aus rechtlicher Perspektive tönt zunächst Einklang: Menschen mit Behinderung sind klar verortet in der Gemeinschaft *aller* Bürgerinnen und Bürger, denn „Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden“. So schreibt dies seit zwei Jahrzehnten der Artikel 3 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland explizit fest (GG Art. 3 Abs. 3).

Schauen wir aber auf Einbeziehungsrisiken, so zeigen sich diese insbesondere in Förderbereichen. Einbeziehung erfolgt in exklusiven Systemen und ist daher aus menschenrechtlicher Perspektive kritikwürdig. Über lange Zeit waren Menschengruppen in stationären Settings ohne Stimme, sie waren ausgeschlossen, mitten in der Gesellschaft, und lebten dort isoliert. Die in den 1970er Jahren einsetzende Binnendifferenzierung der entsprechenden Parallelwelten verfestigte eher noch diesen Zustand, denn sie sicherte zugleich den exklusiven Zugang zu qualifiziertem Fachpersonal in jeweiligen besonderen Alltagswelten (von der Wiege bis zur Bahre) innerhalb dieser nachhaltigen gewachsenen Organisationen der Eingliederungshilfe.

Fachleute für das Soziale sprechen von „Ausgrenzungen im Innenkreis der Gesellschaft“ (Stichweh 2009, S. 36f.), d.h. die Gesellschaft schottet sich ab von einer kritischen Wahrnehmung der in ihr produzierten Ausgrenzungsprozesse. Alleine die Rede von „Inklusion hebt eben nicht die gesellschaftlichen Selektions- und Sanktionsmechanismen auf.“ (Wansing 2012, S. 393)



Eine weitere Irritation ergibt sich, wenn man beginnt genauer auf die so fachgeleitet zusammengefassten Gruppen von Menschen zu schauen. Denn bereits dann wird klar, dass wir es mit Vielfalt in der Gesellschaft, aber ebenso mit Vielfalt unter der Gruppe der sog. Behinderten zu tun haben. Behinderung macht nicht gleich. Menschen mit Beeinträchtigungen sind tat-

³ www.gemeinsam-einfach-machen.de des BMAS

sächlich keine homogene, einfache Sondergruppe, nicht einmal der Besitz desselben Schwerbehindertenausweises eint sie, sondern sie sind außer in Art und Ausprägung oder Eintreten ihrer Beeinträchtigungen auch nach Alter, Geschlecht, Fähigkeiten, Erfahrung, Bildung, gesellschaftlicher Anerkennung, Sprache, Religion und in vielfach anderer Weise verschieden.

Das nun bedeutet aber, es genügt nicht, eine passende Gesellschaft für „die Behinderten“ zu wünschen und zu entwickeln. Sondern *überall* soll in einer Vielfaltsgesellschaft ein Zustand gerechter Chancen für alle definiert und erreicht werden. Was nicht so leicht ist ... Selbst die traditionell zusammengefassten Gruppen von Menschen mit Beeinträchtigungen, also „die Blinden oder Sehbehinderten“, „die Tauben oder Hörbehinderten“, „die kognitiv Beeinträchtigten oder geistig Behinderten“ etc. zeigen sich in Binnenperspektive in Vielfalt als Frau oder Mann, jung oder alt, unterschiedlich gebildet, verschieden in der Lebenserfahrung, dem Lebensort, dem Eintritt der Behinderung und vielem mehr. Eine Vielfaltsgesellschaft scheint somit für den Umgang mit Diversität und Binnendiversität gefragt, um einen Zustand gerechter Chancen für alle zu erreichen. Dann wird Verschiedenheit zur Normalität und bietet Ankerpunkte für Identitätsentwicklungen und Zugehörigkeiten. Oft aber werden diese Ziele von den „Abweichenden“ selbst nicht unterstützt, sie unterlassen es freiwillig, gegen ihre Benachteiligung vorzugehen, oder sie haben keine Stimme.

Merkposten:

In einer Vielfaltsgesellschaft wird Verschiedenheit zur Normalität. Identität und Zusammenhalt bleiben möglich.

Mit der Grundkomplikation, dass nicht einfach *alle* bei dieser Veränderungsaufgabe mitspielen, ist nicht leicht umzugehen. Nicht einmal mögliche Rollen sind ordentlich verteilt und eingeübt. Aus soziologischer Sicht liegt dies am üblichen Umgang mit Abweichungen und Normen. Denn als notwendige Bedingung sozialen Lebens wird angenommen, dass *alle* Teilnehmerinnen und Teilnehmer einer Gemeinschaft, Gemeinde oder Gesellschaft einen Satz normativer Erwartungen teilen (also z. B. gleiche Ideen und Meinungen haben) und dort ihre Ankerpunkte für Identität finden, (d.h. sich zuhause, zugehörig, angenommen fühlen). Was aber schmiedet Gruppen zusammen? Trotz zweifellos immer bestehender Binnendiversitäten (Goffman 1967, S. 172) ist Zusammenhalt möglich, auch wenn alle Abweichenden „weit mehr unterscheidet ... als sie Gemeinsamkeiten haben ...“ „weil und solange Abweichende es freiwillig unterlassen, Akzeptierungsansprüche weit über den Punkt hinaus zu treiben, den Normale angenehm finden“ (Goffman 1967, S. 160). Die Gemeinschaften belohnen also stille Konstruktivität, die Anpassung an Gegebenes, mit Gemeinschaft.

Was passiert aber, wenn dieses Stillschweigen gebrochen wird und Anerkennungs- und Zugehörigkeitsforderungen laut werden? Dann entstehen Misstöne, Abweichung wird erkennbar!

Und wenn nun tatsächlich *allen* das Recht auf Abweichung zugestanden wird? Ist dann mit fortschreitender Entsolidarisierung zu rechnen, mit dem Zerfall der Gemeinschaften, wie dies manche vorhersagen? (Zick et al. 2008, Heitmeyer 2002-2011, Groß et al. 2012)

Soviel scheint klar, Einklang lässt sich nicht einfach verordnen: Also muss wohl eher eine Art Einsicht und Einübung in Anerkennung und Gleichstellung *aller* starten, wenn die Inklusive Gesellschaft das neue Gebot ist. Der Friedensnobelpreisträger und ehemaliger Vizepräsident von Südafrika Willem de Klerk formuliert das so: „Bisher war es wichtig, dass jeder, der anders ist, die gleichen Rechte hat. In Zukunft wird es wichtig sein, dass jeder das gleiche Recht hat, anders zu sein.“

Das gesamtgesellschaftliche Trainingsprogramm zum Umgang mit Verschiedenheit soll dazu führen, dass es konkret einen gerechteren Umgang mit Menschen mit Beeinträchtigungen gibt, weil sie in die Reihe des vielschichtigen Phänomens der Normalität menschlicher Vielfalt eingefügt werden.

Werden schließlich *alle* das gleiche Recht haben können, anders zu sein? Und kann so Einklang und Harmonie entstehen?

3 Instrumente und Einstimmungen | kommunale Agenturen für Inklusion und Vielfalt

Man fragt zurecht, mit welchen Instrumenten und Einstimmungen und mit welchem Taktgeber ein Inklusionsprogramm in so komplexer Lage gelingen soll. Was ist angesichts dieser Umstände zu tun? Es lassen sich Beispiele finden, die auf Fortschritte in kommunalen Räumen und beim Umgang mit Vielfalt und Verschiedenheit eingehen. Das lässt auf generelle Machbarkeit schließen (Luthe 2013). Was zudem klar ist: Strukturen sozialer Ungleichheit und Einbindung sind im Kern aufdeckbar.

- Für gelingende Teilhabe ist wissenschaftlich der hohe Stellenwert materieller Ressourcen, aber auch von sozialer Bindung, Zugehörigkeit und Anerkennung erwiesen.
- Ebenso bedeutsam sind Chancen, sich als Mensch mit Beeinträchtigung zu engagieren und aktiv am Leben der Zivilgesellschaft zu beteiligen, ganz zu schweigen von einer Transformation des bislang üblichen exkludierenden Leistungsgeschehens in inklusive Lebensräume.

Aktive Beteiligung am Leben in der Gemeinschaft stößt jedenfalls die erforderlichen Transformationen an: Teilhabe entsteht durch Teilhabe.

Damit ist das Handlungsfeld der soziale Raum, den man nicht einfach als einen „Ort“ definieren kann, sondern als ein Geschehensfeld, in dem das von Menschen konstruierte und immer aufs Neue rekonstruierte Leben, Tag für Tag erkennbar wird. Dieser Raum des Alltags aller ist ein regelgesteuertes und lebensweltliches Gebiet des Zusammenlebens,

angereichert mit Gefühlen, Möglichkeiten und Hindernissen.

Im Spiel sind bei all diesen Fragen immer zugleich



- die regional erreichbare Unterstützung und entwickelte Infrastruktur
- die nahräumlichen Beziehungsstrukturen
- abrufbare trägerübergreifende Leistungsansprüche
- Anerkennung der Menschen mit Beeinträchtigungen und Medienpräsenz
- fachlich und materiell passende Ressourcenzugänge

Und das unter den Perspektiven der Dezentralisierung der Unterstützungsangebote und der Aktivierung aller relevanten Akteurinnen und Akteure. Kurz: Keiner kann sich heraushalten!

Merkposten:

Im kommunalen Raum konkretisieren sich Inklusionsanliegen und -ansprüche. Dort ist das Handlungsfeld, in dem Teilhabe für alle entstehen kann.

Es gibt also ein bemerkenswertes Aufbauprogramm für alle, das aber an vielen Stellen noch in den Anfängen steckt, mit vielfach ungenügend abgestimmten Konzepten.⁴ Ohne stringenten Umsetzungsplan beobachtet man derzeit eher Schlingerkurse zwischen Integrationserwartungen und Inklusionsversprechen, Inklusionsplänen und Exklusionserfahrungen. In der Praxis klafft zwischen Gesetzeslagen und gesellschaftlicher Wirklichkeit ein Umsetzungsgraben. Die passenden Überbrückungskonzepte sind entwicklungsbedürftig, auch wenn die „Spielregeln“ eigentlich klar vereinbart sind, im Sinne der Allgemeinen Grundsätze der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen.

Artikel 3 – Allgemeine Grundsätze

Die Grundsätze dieses Übereinkommens sind:

- a. die Achtung der dem Menschen innewohnenden Würde, seiner individuellen Autonomie, einschließlich der Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen, sowie seiner [Unabhängigkeit] Selbstbestimmung;
- b. die Nichtdiskriminierung;
- c. die volle und wirksame Teilhabe an der Gesellschaft und Einbeziehung in die Gesellschaft;
- d. die Achtung vor der Unterschiedlichkeit von Menschen mit Behinderungen und die Akzeptanz dieser Menschen als Teil der menschlichen Vielfalt und der Menschheit;
- e. die Chancengleichheit;
- f. die [Zugänglichkeit] Barrierefreiheit;
- g. die Gleichberechtigung von Mann und Frau;
- h. die Achtung vor den sich entwickelnden Fähigkeiten von Kindern mit Behinderungen und die Achtung ihres Rechts auf Wahrung ihrer Identität.

Das alles macht „angemessene Vorkehrungen“, die nach Bedarfen oder Bedürfnissen fragen, ungemein komplex! Hinter einer Analyse von Diversität erscheint der

4 Als best practice sind der Diskurs europäischer Einrichtungen der Eingliederungshilfe erwähnenswert zu gemeinsamen Qualitätsregeln (Frings, Wacker, Wetzler 2010) sowie zwei deutsche Großstädte, die eine inklusionssensible partizipative Zukunftsplanung der gesamten Kommunalen Akteure praktizieren: Dortmund und Duisburg (Eckhardt, Schüller, Wacker 2015; Eckhardt, Frings, Wacker 2014).

Teufel, der bekanntlich im Detail steckt. Offene Fragen sind beispielsweise, ob es Grenzen der jeweils erwartbaren Unterstützung gibt, und wer sie zieht. Und wenn es um Gleichstellung geht ist die Frage, wie viele Verschiedene mit Recht gleichermaßen Leistungsansprüche haben und ob sie diese realisieren können.

Merkposten:

Gerechtigkeit bei (zunehmender) sozialer Ungleichheit entsteht als Befähigungsgerechtigkeit, gemessen an einem Lebenschancenansatz.

Kontexte sind kulturell und strukturell vorgeprägt. Und auch die Menschen in ihrer Verschiedenheit spielen eine zentrale Rolle. Sie sind als Akteure zu sehen, als Handelnde, die in ihrer eigenen Lebenswelt verortet sind. Die zur Entfaltung ihrer je eigenen Möglichkeiten und Kräfte angemessenen Aufwendungen sind zu finden und anzubieten, damit unter den Bedingungen sozialer Ungleichheit Befähigungsgerechtigkeit entstehen kann (Sen 1999, 2000; Arndt, Volkert 2006), flankiert durch alle fachlich bekannten Mitteln und in einer inklusiven Gesellschaft.⁵

Nach diesem Ansatz wird auch in der neuen Berichterstattung zur Teilhabe bei Beeinträchtigung und Behinderung (BMAS 2013) – ohne zunächst in besonderen Einrichtungen oder Gruppen zusammengefasst zu werden – die Lebenslage von ca. 18,1 Mio. Menschen beschreibbar, weil man Ungleichheiten benennen kann. Für Menschen mit einer Beeinträchtigung kann konkret und differenziert nach Teilhabefeldern (wie Arbeit, Freizeit, Sicherheit, Bildung) geprüft werden, welche Teilhabechancen oder -einschränkungen bestehen. Damit wird sichtbar, wer in Lebenschancen eingeschränkt ist, weil ein verschiedener Zugang zu Ressourcen wie Raum, Besitz, Bildung oder Gesundheit besteht.

Eine Definition von Behinderung erfolgt zugleich unabhängig von der amtlichen Anerkennung. Durch den Lebenslagenansatz⁶ werden bei Personen vorliegende Beeinträchtigungen erfasst, und die verbundenen Funktions- und Aktivitätsbeschränkungen, verschiedene Dimensionen wie z. B. ökonomische Faktoren, aber auch Elemente der Lebensqualität fließen ein. Diese stehen zugleich in Wechselwirkungen zueinander, wie es die ICF vorstrukturiert.⁷

Soziale Aspekte von Behinderung sollen so beobachtbar werden und sind der Rede wert, mindestens so sehr, wie medizinische oder pädagogische Diagnosen, die sich bislang vorrangig an Dysfunktionen orientieren.

⁵ Der Befähigungs- oder Verwirklichungschancenansatz (englisch *Capability Approach*) ist ein Konzept, das der Darstellung und Messung des individuellen Wohlergehens bzw. der gesellschaftlichen Wohlfahrt dient. Der Ansatz geht auf den Nobelpreisträger Amartya Sen zurück, der ethische Gerechtigkeitspositionen mit sozial-ökonomischen Überlegungen verbindet.

⁶ „Als Lebenslage gilt der Spielraum, den die äußeren Umstände dem Menschen für die Erfüllung der Grundanliegen bieten, die ihn bei der Gestaltung seines Lebens leiten oder bei möglichst freier und tiefer Selbstbesinnung zu konsequentem Handeln hinreichender Willensstärke leiten würden.“ (Weisser 1978). An Grenzen kommt der Lebenslagezugang zunächst, weil entsprechend passende Statistiken in Deutschland noch Mangelware sind. Dem soll eine bundesweite repräsentative Teilhabestudie abhelfen (Teilhabe-Survey), die im Jahr 2017 gestartet wurde.

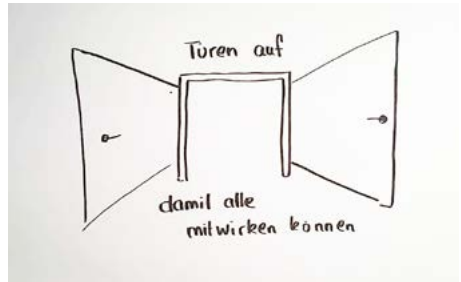
⁷ Hier wird Behinderung in multiperspektivischer Sicht operationalisiert: Die *International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF)* ist eine Klassifikation der Weltgesundheitsorganisation (WHO 2001). Die ICF dient fach- und länderübergreifend als einheitliche und standardisierte Sprache zur Beschreibung des funktionalen Gesundheitszustandes, der Behinderung, der sozialen Beeinträchtigung und der relevanten Umgebungsfaktoren eines Menschen. Mit der ICF können die bio-psycho-sozialen Aspekte von Krankheitsfolgen unter Berücksichtigung der Kontextfaktoren systematisch erfasst werden.

4 Ausklang: Einstimmen, üben, üben, üben

Ich komme zum Ausblick: Wie kann es jetzt weitergehen?

Bisher lässt sich festhalten: Es wird vielfach ernsthaft versucht, inklusive Entwicklungen voranzubringen, im Takt mit dem grundgesetzlich fundierten allgemeinen Teilhabeversprechen. Und das sollte in Kommunen, also im vielfältigen und vieleckigen Alltag aller, umgesetzt werden.

Als Verfahrensregel gilt ein Mainstreaming Ansatz, der in der ICF angelegt ist („mainstreams the experience of disability and recognizes it as a universal human experience“) (Kostanjsek 2011), der die ständige Aufmerksamkeit für behindernde und benachteiligende Situationen oder Konstruktionen einfordert. Denn Menschen mit Beeinträchtigungen sollen nicht an ihre Umgebung angepasst oder aussortiert



werden, sondern ihr Recht leben können auf eine diskriminierungs- und barrierefreie Umgebung, ohne unausweichliche Einschränkungen und Benachteiligungen. Und genau dort sind auch die Kräfte zu finden, für wachsende Inklusionschancen. Es geht darum, öffentliche Räume für *alle* zu gestalten und nicht mehr „Sicherheitszonen“, „Sonderräume“ und ausgegliederte „Begegnungsstätten“ für Menschen mit Behinderung. Eine geänderte Unterstützungskultur mit einem gewandelten Verständnis für Nutzerinnen und Nutzer und ihre Rechte soll neue Harmonien anbahnen. Hierzu liegen aber kaum Routinen vor, alleine die bestehenden professionellen Versorgungsorganisationen in Takt zu bekommen, ist eine wichtige und noch zu leistende Aufgabe der Zukunft.

Hier schließt sich der Kreis zur eingangs angedachten gemeinsamen Melodie einer inklusiven Gesellschaft. Hierbei sollen beispielsweise nach Art. 24 UN-BRK Menschen mit Behinderungen nicht aufgrund von Behinderung vom allgemeinen Bildungssystem ausgeschlossen werden, soziale Verantwortung soll von allen Trägern im Sozialleistungssystem mit übernommen werden und nicht alleine der Behindertenhilfe überlassen werden. Dabei müssen Gewohnheiten und Gewissheiten auf den Prüfstand gestellt werden: Viele Interessen, Professionen, Ängste und Unsicherheiten einzelner Stakeholder sind im Spiel, aber das Spielfeld gehört *allen*!

Menschen sollen „ohne Angst verschieden sein können“ (Adorno 1951). Das bedeutet Lebensqualität für alle verschiedenen Menschen zu ermöglichen. Dazu sollen Umweltveränderungen und universelles Gestalten beitragen wie

- Barrierefreiheit | Accessibility
- Benutzerfreundlichkeit | Usability
- Stigmafreiheit | Acceptability
- Wohlergehen | Joy of Use

(Herwig 2008, Janschitz 2012).

Noch gibt es nicht die vollständige Zauberformel für die notwendigen Transformationen, aber die UN-BRK gibt den Ton an. Auf dieser Basis übt die konzertierte Behindertenhilfe die passenden Kompositionen. Das Orchester (im Wortsinn griechisch **ὀρχήστρα** *orchēstra*, also der Tanzplatz), der Platz auf dem die (Zukunfts-)Musik spielt, liegt im Sozialraum. Dort trifft man auf Institutionen, Organisationen, Vereine, Gemeinschaften und Gemeinden. Aus dem Kreis dieser Strukturen und Menschen wären die passenden Orchesterbesetzungen und die geeigneten Instrumente nach Bedarf zu komponieren. Viele „Player“ müssen sich noch weiter aufeinander einstellen. Aber wenn alle einer Partitur folgen wollen, kann dies gelingen und Teilhabe wachsen.

Wir kennen bereits „Wandler“ für die anstehenden Aufgaben und können uns davon faszinieren lassen. Im Konzert kommen der Teilhabeorientierung, Vielfaltssensibilität und Selbstbestimmungsförderung wichtige Stimmen zu. Soviel Vielklang muss sein, um gemeinsam für inklusiven Einklang zu üben. So gesehen sind Teilhabeversprechen zwar Zukunftsmusik; aber nur, weil ihre Lösung in der Zukunft liegt, nicht weil sie nicht Wirklichkeit werden könnten ...

Literatur

- Adorno, Theodor, W.: 1951. *Minima moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Arndt, Christian, Volkert, Jürgen: 2006. *Amartya Sens Capability-Approach – Ein neues Konzept der deutschen Armuts- und Reichtumsberichterstattung*. Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung (1)75, S. 7-29.
- BMAS – Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.): 2013. *Teilhabebericht der Bundesregierung über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen Teilhabe – Beeinträchtigung – Behinderung*. Bonn. www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a125-13-teilhabebericht.pdf%3F__blob%3DpublicationFile.
- Dellin, Martin Gregor: 1980. *Richard Wagner – Sein Leben – Sein Werk – Sein Jahrhundert*. München: Piper.
- Eckhardt, Jennifer; Frings, Stefanie; Wacker, Elisabeth: 2014. *Sozialbericht 2014. Stadt Duisburg. Teilhabecheck zu den Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen und Behinderung in Duisburg*. Duisburg, München: Selbstverlag www.duisburg.de/vv/oe/dezernat-iii/50/amt_fuer_soziales_und_wohnen.php.media/30780/15-0535_Sozialbericht_2014_Final_05_11_2015.pdf
- Eckhardt, Jennifer; Schüller, Simone; Wacker, Elisabeth: 2015. *Dortmund – Sozial-Innovative Stadt für Teilhabe (Do-iT) (mit Anhang)*. Dortmund, München: Selbstverlag www.dortmund.de/media/p/inklusionsplan_2020/pdf_21/Bericht_Inklusion.pdf
- Frings, Stefanie; Wacker, Elisabeth; Wetzler, Rainer: 2010. *Gemeinsame Regeln schaffen und dabei Vielfalt wahren. Studie im Rahmen des PROGRESS-Projektes BEST Quality. Benchmarking – European – Standards in Social Services – Transnational*. Hrsg. Technische Universität Dortmund, Fakultät Rehabilitationswissenschaften, Rehabilitationssoziologie und die Projektpartnerschaft BEST Quality unter der Leitung der Josefsheim gGmbH
- Goffman, Erving: 1967. *Stigma. Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Aus dem Amerikanischen von Frigga Haug). Original: Goffman, Erving: 1963. *Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Groß, Eva; Zick, Andreas; Krause, Daniela: 2012. *Von der Ungleichwertigkeit zur Ungleichheit: Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Vol. 16/17, S. 11–18.
- Güllner, Manfred, Raffelhüschen, Bernd: 2014. *Deutsche Post. Glücksatlas*. Bonn, München: Knaus. www.gluecksatlas.de
- Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): 2002-2011. *Deutsche Zustände, Folge 1-10*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Herwig, Oliver: 2008. *Universal-Design. Lösungen für einen barrierefreien Alltag*. Basel u.a.: Birkhäuser.
- ICF – International Classification of Functioning, Disability, and Health: 2001. Ed. WHO, Genf. www.dimdi.de/static/de/klassi/icf/
- Janschitz, Susanne: 2012. *Von Barrieren in unseren Köpfen und „Karten ohne Grenzen“*. Geographische Informationssysteme im Diskurs der Barrierefreiheit – ein Widerspruch in sich oder unerkanntes Potential. Wien Berlin Münster: Lit.
- Kostanjsek, Nenad: 2011. *Use of The International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF) as a conceptual framework and common language for disability statistics and health information systems*. BMC Public Health (4)11:S3 [\[doi:10.1186/1471-2458-11-S4-S3\]](https://doi.org/10.1186/1471-2458-11-S4-S3)
- Luthe, Ernst-Wilhelm (Hrsg.): 2013. *Kommunale Gesundheitslandschaften*. Wiesbaden: Springer VS.
- Sen, Amartya: 1999. *Development as Freedom*. Oxford: Oxford University Press.

Sen, Amartya. 2000. *Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft*. München, Wien: Carl Hanser Verlag.

Stichweh, Rudolf. 2009. Leitgesichtspunkte einer Soziologie der Inklusion und Exklusion. In: Stichweh, Rudolf, Windolf, Paul (Hrsg.). *Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit*. S. 29-42. Wiesbaden: Springer VS.

Wacker, Elisabeth, Bosse, Ingo, Dittrich, Ingo, Niehoff, Ulrich, Schäfers, Markus, Wansing, Gudrun, Zalfen, Birgit (Hrsg.). 2005. *Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein*. Marburg: Lebenshilfe-Verlag.

Wansing, Gudrun. 2012. Der Inklusionsbegriff in der Behindertenrechtskonvention. In: Welke, Antje (Hrsg.). *UN-Behindertenrechtskonvention mit rechtlichen Erläuterungen*. S. 93-103. Berlin: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge.

Weisser, Gerhard (Hrsg.). 1978. Beiträge zur Gesellschaftspolitik. Göttingen: Schwartz, S. 275-283.

WHO – World Health Organization (Ed.). 2001. *International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF)*. Genf.

Zick, Andreas; Wolf, Carina; Küpper, Beate; Davidov, Eldad; Schmidt, Peter; Heitmeyer, Wilhelm. 2008. The syndrome of Group-focused Enmity. The interrelation of prejudices tested with multiple cross-sectional and panel data. *Journal of Social Issues* (2)64, pp. 363–383.



Petra Plicka aus Wien, Expertin für Unterstützte Kommunikation und Graphic Recording

Abkürzungen

BMAS	Bundesministerium für Arbeit und Soziales
BTHG	Gesetz zur Stärkung der Teilhabe und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen, kurz: Bundesteilhabegesetz
CRPD	Convention on the Rights of Persons with Disabilities (siehe UN-BRK)
Ed. Eds.	Editor s
f.	folgende
GG	Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland
Hrsg.	Herausgeber
ICF	International Classification of Functioning, Disability and Health
p. pp.	page s
S.	Seite n
UN-BRK	Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen der Vereinten Nationen
WHO	World Health Organization

Unterstützte Kommunikation – über das Menschenrecht des „informiert seins“

Graphic Recording bezeichnet die Methode, Vorträge bei Veranstaltungen und Kongressen mittels Flipchart- oder Leinwandzeichnungen live zusammen zu fassen. Auch der Begriff **Graphic Facilitation** hat sich inzwischen durchgesetzt, der so viel wie „graphische Moderation“ oder „graphische Erleichterung“ bedeutet, wenn man es wörtlich übersetzt.

Wird diese Methode eingesetzt um Menschen das Verstehen zu erleichtern, sprechen wir von unterstützter Kommunikation (abgekürzt UK). Im Unterschied zum klassischen Graphic Recording werden bei der unterstützten Kommunika-

tion nicht nur die Inhalte fürs Publikum sichtbar gemacht, sondern es erfolgt auch – nach einer bestimmten Redezeit der Vortragenden – eine Zusammenfassung in einfacherer Sprache, gestützt durch die live angefertigten Bilder.

Unterstützte Kommunikation ist mit der Simultanübersetzung durchaus vergleichbar, und hinterlässt zusätzlich Bilder der gesprochenen Worte für die Nachwelt. Tagungsteilnehmende mit Lernschwierigkeiten fordern unterstützte Kommunikation inzwischen sehr selbstbewusst ein, aber auch ein internationales oder fachfremdes Publikum trägt davon einen großen Nutzen.

3.2 Inklusive Momente im Bildungsprozess

(Prof. Dr. Ulrich Heimlich)



Vorbemerkung

Aktueller Pressespiegel:

- Inklusion als „Megathema“ – und die Kosten?
- Inklusive Gesellschaft als Leitidee der neuen Bundesregierung – aber Kooperationsverbot?
- 70% der Bundesbürger wollen Inklusion in Schulen (Infratest dimap) – aber Zweifel an der Finanzierungsbereitschaft?
- Wird die Inklusion an die Wand gefahren? (Udo Beckmann, VBE)

Inklusion in Bayern:

- Art. 2 und Art. 30b, BayEUG (Inklusion als Aufgabe aller Schulen)
- Wissenschaftlicher Beirat „Inklusion“
- Begleitforschungsprojekt inklusive Schulentwicklung (BIS)
- Leitfaden „Profilbildung inklusive Schule“

1. Auf dem Weg zur inklusiven Bildung

Individualisierung:

- „Individuum“ [lat.] = das Unteilbare, der Mensch in seiner Ganzheit
- individuelles Lernen = Lernen in all seiner sinnlichen Mannigfaltigkeit
- Bildung unter individuellem Aspekt: Selbstbildung und harmonische Entwicklung der ganzen Person, personale Selbstbestimmung
- *Problem: Wo sind die Grenzen der Individualisierung?*

Inklusion:

- „Inklusion“ [lat.] = Einschluss, Enthaltensein
- Verzicht auf jegliche Form der Aussonderung
- Heterogenität als Bereicherung
- Kinder und Jugendliche mit individuellen Bedürfnissen

- Bildung unter sozialem Aspekt: Bildung als Lebensführung, Mensch als soziales Wesen, das auf Geselligkeit angelegt ist
- *Problem: Gibt es Grenzen der Teilhabe?*

Inklusive Momente im Bildungsprozess ermöglichen Erfahrungen von ...

- ... Individualität und Gemeinsamkeit,
- ... Teilhaben und Beitragen,
- ... Gleichheit und Freiheit,
- ... Struktur und Offenheit,
- ... denkender und sinnlicher Wahrnehmung.

**Tätige
Aufmerksamkeit
füreinander!**

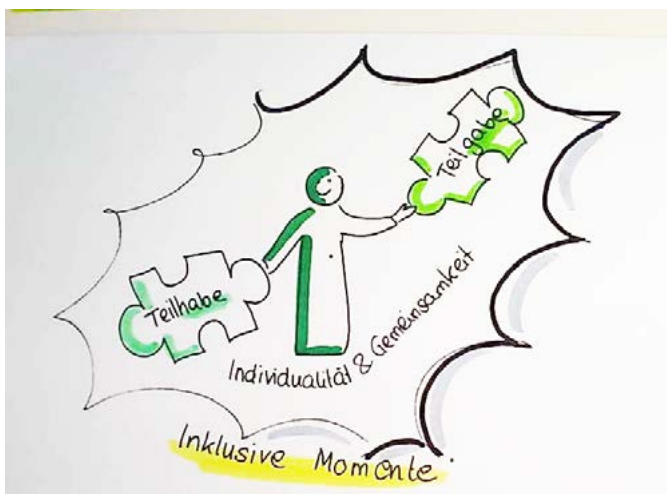
2. Auf dem Weg zur inklusiven Kindertageseinrichtung

Inklusive Bildung in einer Pädagogik der frühen Kindheit:

1. Fröbel, Montessori als reformpädagogische Quellen einer Bildung für alle
2. Inklusives Potenzial neuerer pädagogischer Konzeptionen (z. B. Situationsansatz, Reggio-Pädagogik)
3. Bildung als Fähigkeit, sich selbst auszudrücken (G. E. Schäfer)

Was ist eine inklusive Kindertageseinrichtung?

- gute Rahmenbedingungen für individualisierte und gemeinsame Spiel- und Lernangebote
- gelungene Teamkooperation



- vielfältige Professionalität
- gemeinsames Wertesystem
- heil- und sonderpädagogische Unterstützung für alle Kinder
- gemeinsame Arbeit aller Beteiligten am Leitbild „Inklusion“

Materialien für die Praxis:

- Inklusion – Kinder mit Behinderung. Grundlagen für die kompetenzorientierte Weiterbildung (WiFF-Wegweiser Weiterbildung Nr. 6, 2013)
- Ulrich Heimlich:
Kinder mit Behinderung – Anforderungen an eine inklusive Frühpädagogik (WiFF-Expertise Nr. 33, 2013)
- Ulrich Heimlich:
Das Spiel mit Gleichaltrigen in Kindertageseinrichtungen. Teilhabechancen für Kinder mit Behinderung (WiFF-Expertise Nr. 49, 2017)

Beispiel für einen inklusiven Moment in der Kita:

Luca (2 Jahre) hat Geburtstag, bekommt einen „Joghurt-Kuchen“ und Geburtstagsbussis von allen anderen Kindern seiner Gruppe, bis er Stop sagt.



3. Auf dem Weg zum inklusiven Schulsystem

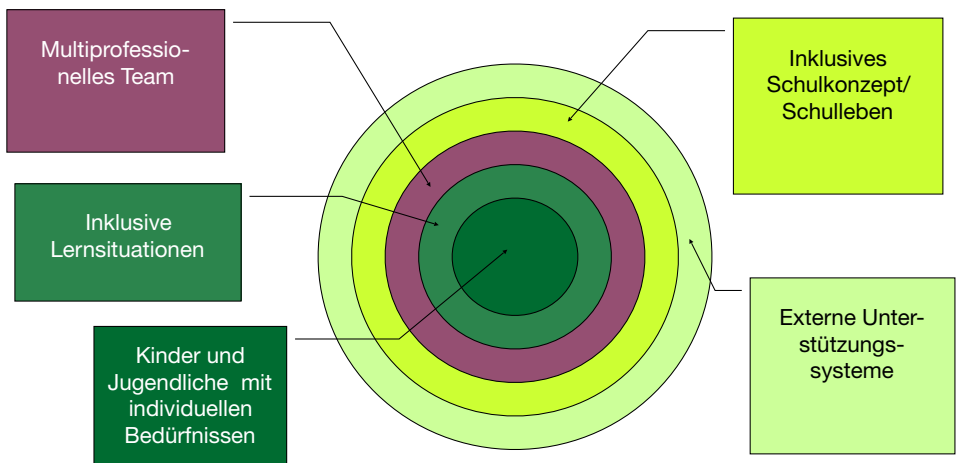
Was bedeutet das für das Schulsystem?

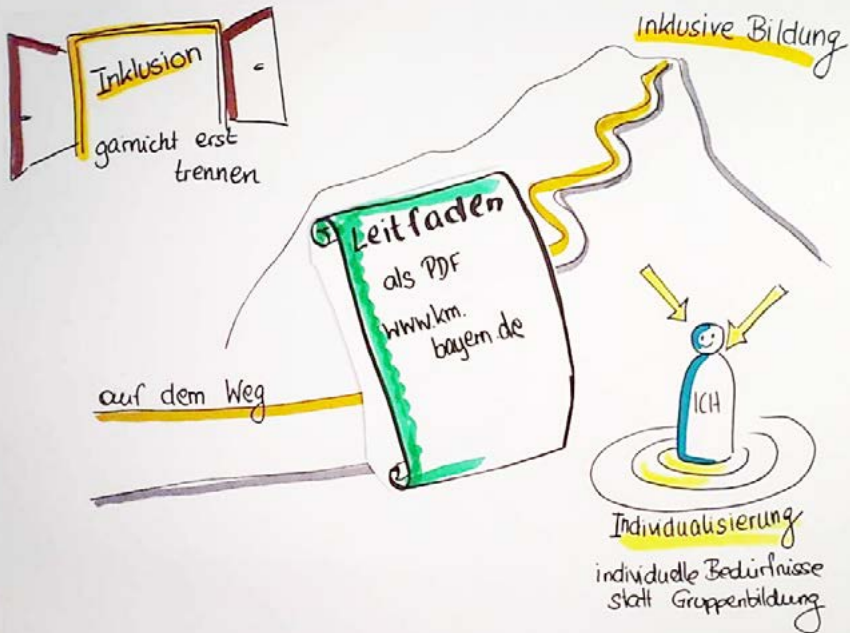
- Vielfalt an inklusiven Settings
- ziendifferenter Unterricht
- inklusives Curriculum
- barrierefreie Ausstattung
- interdisziplinäre Teams
- enge Vernetzung mit dem sozialen Umfeld

Beispiel für einen inklusiven Moment in der Schule:

Sarah (Klasse 9a der Mittelschule in H.) holt vor der Frühstückspause die Bestellung für ihre Mitschülerinnen und Mitschüler vom Hausmeister ab.

Ökologisches Mehrebenenmodell der inklusiven Schulentwicklung:



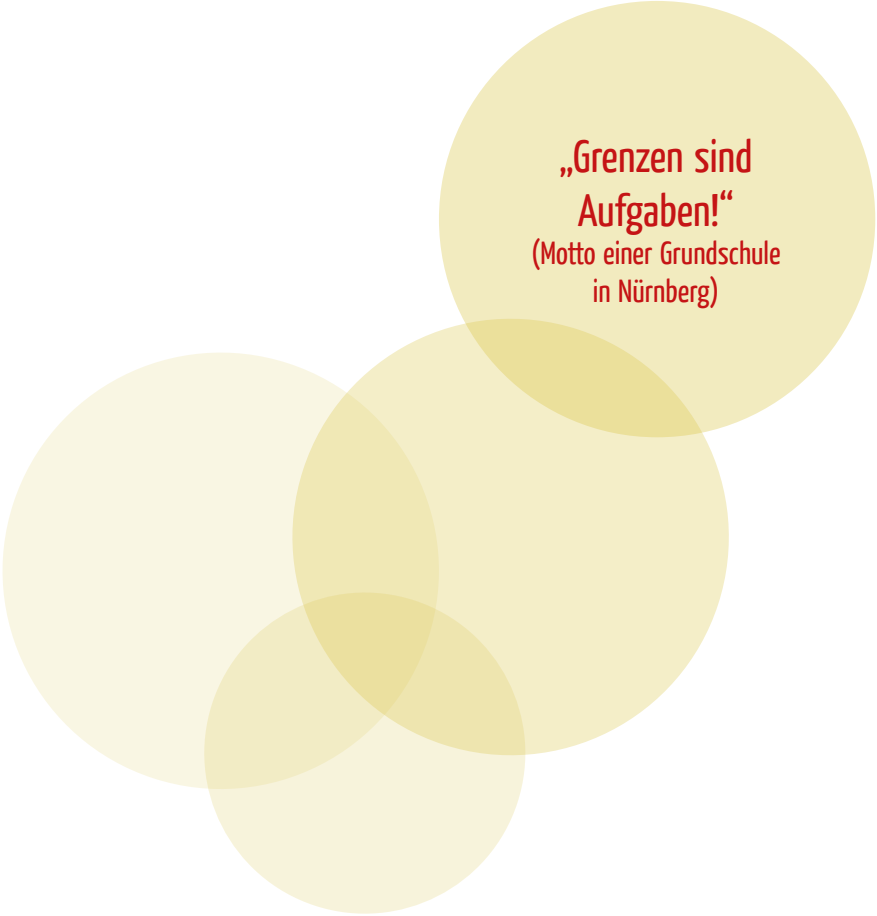


Inklusives Bildungssystem (Schlussbemerkung):

- inklusive Bildung als Balance zwischen Teilhabe und Selbstbestimmung
- inklusive Bildungseinrichtungen als Lebens- und Erfahrungsräume
- inklusive Bildungsprozesse als Vielfalt von individuellen und gemeinsamen Lernsituationen
- **Fazit: Inklusion zielt auf die Überwindung von Grenzen!**



zu beziehen als pdf-Dokument zum
kostenlosen Download über:
www.km.bayern.de



**„Grenzen sind
Aufgaben!“**
(Motto einer Grundschule
in Nürnberg)

Reflexion
Dokumentation

Veränderung
Aktivität
Umsetzung

Analyse
Beobachtung

Zeit zum
Austausch im
Team

Gelings-
bedingungen

Begriffsverständnis
klären

Bedenken u.
Ängste zulassen

"Inklusions-
beauftragte"

Teamfortbildungen

Prozessbegleitung

Kooperationen/
Sozialraum

Herausforderung

eigene Haltung

Widerstände
|Team, Eltern, Politik|

4 Foren 1–5 der Fachtagung (am Samstag)

4.1. Forum 1: Miteinander und voneinander lernen

Im Forum wurde darüber gesprochen, wie lebenslanges Lernen überall im Leben stattfindet. Deutlich werden sollte, wie alle – Kinder, Jugendliche und Erwachsene – miteinander und voneinander



lernen können. Wie dies konkret gelingen kann, zeigten Beispiele aus Kindertageseinrichtung, Schule, Jugendarbeit und Erwachsenenbildung.

4.1.1 Begrüßung und Vorstellung

Mitwirkende:

- **Prof. Dr. Ulrich Heimlich**, Ludwig-Maximilians-Universität München
- **Maria Hösel**, Referentin zum Inklusionsindex für Kindertageseinrichtungen und Projektbegleiterin „Eine Kita für Alle“
- **Ulrike Künzel**, Leiterin Kindertagesstätte „Großer Garten“ Schifferstadt
- **Lothar Plachetka**, pädagogischer Leiter und Geschäftsführer Katholische Erwachsenenbildung Bodenseekreis e. V., Friedrichshafen
- **Andrea Schulz**, Schulleiterin der Maximilian-Kolbe Grundschule Neunkirchen-Wiebelskirchen
- **Gerd Wanken**, ehemaliger Leiter Haus der Jugend Bitburg, AG Integration
- **Beate Stoff**, Büro Plan B Osburg (Moderation)



Stellübung im Plenum

Sammeln der Fragestellungen im Raum

4.1.2 Visualisierung der Erwartungen

Gruppenarbeit an 2 Stellwänden

Meine Aussage zum
Thema
lebenslanges Lernen
ohne Grenzen...
(gerne auch provokant)



Schöner Schein, in Schule
fehlt oft das Sein (Strukturen...)

Selektion ist im schulischen Lernen gewünscht !
schöner, spannender - auch ausstehender Weg!
Umsetzung minimal erschwert - Blockaden werden von außerhalb gesetzt
dessen passiert unbewusst & unabhängig von
Institutionen

Inklusion braucht Haltung und INVESTITION!!!
(Schule)
genau Was ist eine Gesellschaft bereit, zu investieren und
an Werthaltungen zu unterstützen?!

Inklusion um jeden Preis? Mittelweg ja/nein??

Warum müß ich die Menschen so verändern, dass sie in's
System passen?

Ohne Grenzen? Grenzen sind erweiterbar

Wer politisch das Sagen hat, bestimmt, was

Inklusion ist ein nie
endender Prozess
ohne Anspruch auf
Perfektion, aber
mit einer klaren
Vision für die
Zukunft

ENTSCHEIDUNGEN
WERDEN OHNE
ANSCHEN DER
PERSON GETROFFEN
"Aktenlage entscheidet"

Schule und
Inklusion -
ein Widerspruch!



Meine Frage zum Thema Lebenslanges Lernen - ohne Grenzen

Wie kann lebenslanges Lernen über die Grenzen
der Bundesländer/Bildungssysteme hinweg gelingen?

Wie überbrücke
ich meine Grenzen?

Inklusion im
Alltag, Freizeit
Anlaufpunkte?

Wie können wir im Bistum Trier den Weg der
in kleinen Gesellschaft miteinander weitergehen?

Wie kann Veränderung der Einstellung gelingen?
Lernen mit prägenden Erfahrungen
es gibt die heute beantwortet werden

soll...

im kulturellen Moment

Welche Hilfs-
mittel gibt es?
(auch in Form von
digitalen Medien)

Wie kann ich (man)
Spüren im Kopf
überwinden?

Interessen der
Wirtschaft / Industrie
contra barriere-
freies Lernen,
wo findet die
Unterstützung,
lebenslanges
Lernen der
Wirtschaft
statt?
Wer treibt
dieses Projekt
voran?
(BBS)

Wie
gelingen
Übergänge zwischen
Kita und Schule
noch besser?

4.1.3 Thematischer Impuls zum lebenslangen Lernen

Prof. Dr. Ulrich Heimlich knüpft an seinen Impulsvortrag vom Vortag an und legt einzelne Punkte ausführlicher dar. Dabei stellt er einen Bezug zwischen lebenslangem Lernen und inklusiver Bildung her.

4.1.4 Vorstellung der Praxisbeispiele

Inklusion an der Maximilian-Kolbe-Grundschule Neunkirchen/Wiebelskirchen (Andrea Schulz)

Einführung

Mai 2015: Pädagogischer Tag der Kollegien der Nikolaus-Groß-Grundschule Lebach und der Maximilian-Kolbe-Grundschule → Gemeinsamer Entschluss zur Umsetzung dieses Konzeptes

Seit Beginn des Schuljahres 2015/16 arbeiten die beiden Schulen an ihren standort-bezogenen, eigenen Schulkonzepten.

Ziel ist eine individuelle und kooperative Förderung aller Schüler, nicht nur der Schüler mit besonderem Förderbedarf.

Dazu gehören verschiedene Faktoren, die zur gelungenen Umsetzung beitragen: Personalentwicklung, Unterrichtsentwicklung und Organisationsentwicklung.

„Katholische Schulen wissen sich aufgrund ihres Selbstverständnisses und ihrer Tradition in einer besonderen Verantwortung für junge Menschen mit Behinderungen bzw. Schülerinnen und Schüler mit besonderem Förderbedarf“

DBK, 2012

„Das Individuum steht der Gemeinschaft gegenüber, und beide sind miteinander verbunden wie die beiden Brennpunkte einer Ellipse. Der einzelne Mensch ist auf andere, auf Gemeinschaft angewiesen: Gemeinschaft kann nicht ohne den Einzelnen, die Einzelne entstehen.“

Synode Bistum Trier, 2016

Prozessschritte

IST-Standanalyse

Schulintern begannen wir mit einer IST – Standanalyse unserer Schule.

Unter Zuhilfenahme des Skriptes „Profilbildung inklusive Schule – Ein Leitfadens für die Praxis“ von Prof. Dr. Heimlich wurden die folgende Bereiche unter die Lupe genommen:

- Lehrer
- Eltern
- Unterricht (inhaltliche Ausrichtung, Gestaltung, Erziehungsauftrag)
- Pädagogische Auftrag

Kompetenzen der Schüler

An einem weiteren Pädagogischen Tag beschäftigte sich das Kollegium mit den Kernkompetenzen, die wir den Kindern vermitteln wollen. Dabei wurden folgende Kompetenzbereiche herausgearbeitet:

Was benötigen Kinder an:

- Kulturtechniken und Wissen
- emotionalen Kompetenzen
- sozialen Kompetenzen
- motivationalen Kompetenzen und Arbeitshaltung
- musischen Kompetenzen
- motorischen Kompetenzen?

Erkenntnis:

- Für Kinder sind die Erfolgserlebnisse wichtig!
- Bedeutung des sozial – emotionalen Aspekts im Unterricht
- Grundhaltung der Schulleitung, Lehrkräfte und schulischen Mitarbeiter
- Offenheit
- eine positive Grundeinstellung zur Inklusion
- Mut zur Veränderung

Inklusiver Unterricht braucht die Kooperation aller in der Schule tätigen Professionen.

Die Verantwortung für die Umsetzung von inklusivem Unterricht liegt beim Team.

Durch multiprofessionelle Teams und offene Unterrichtsformen können die in der Klasse Tätigen allen Kindern besser gerecht werden, eine größere Leistungsspanne in den Blick nehmen und allen Kindern Lernzuwachs ermöglichen.

(Bildungsserver Saarland)

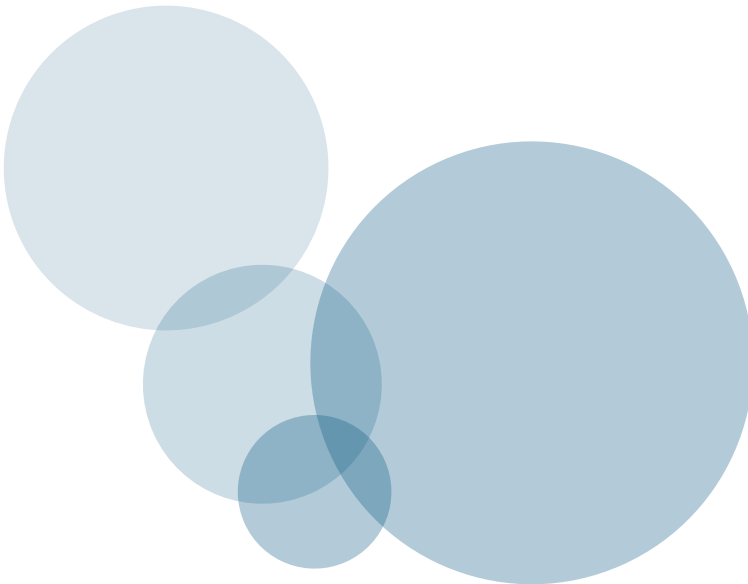
Änderung der Rolle des Lehrers

- mehr „Manager“ statt „Stoffvermittler“
- erfordert eine genaue Beobachtung der Kinder und ihrer Kompetenzen (Diagnose)
- Schlussfolgerung: Suche nach Möglichkeiten der Unterstützung, damit dieses Kind seine bestmögliche Leistung erzielt.

Wichtig dabei:

- Unterstützung durch Förderschullehrer bei Diagnostik und Förderplanung
- Unterstützung durch Integrationshelfer im praktischen Schulalltag

**Nur wer sich an der Schule und in der Gemeinschaft
wohlfühlt, kann Erfolge erleben.
Dies kann nicht in Noten abgemessen werden.**



BAG

AG zur Integration Jugendlicher mit Behinderung

- seit 1983
- 2 wöchentliche Treffs - 15³⁰ - 17.30 Uhr
(Schüler St. Martin Schule - Jugendliche - Haus der Jugend)
- gemeinsame Freizeitgestaltung:
 - Minigolf - Stadtrallye - Besichtigungen - Kicker - Playstation
 - Kegeln - Basteln - kochen - Backen - Spiele nachmittag

Sonstige Aktionen:

- Ferienfreizeiten
- Feste feiern: Nikolaus - Weihnachten - Ostern - Sommerfest - Halloween - St. Martin
- Integrative Karnevals - Show - (+200 Besucher)
- Bazar
- Tagesfahrten - Übernachtungsaktionen

Auf dem Weg zur inklusiven Kita

(Ulrike Künzel und Maria Hösel)

Inklusion in der Kita heißt für uns ...

- Anerkennung der Vielfalt, Würde und Rechte aller Menschen. Alle werden in gleicher Weise wertgeschätzt.
- Das Recht jeden Kindes auf wohnortnahe, qualitativ gute Erziehung, Bildung und Betreuung
- Verbesserungen und Veränderungen im Alltag für die Kinder, ebenso auch für die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen
- Abbau von Barrieren, die Lernen, Spiel und Partizipation behindern
- Vielfalt als Chance und nicht als Hindernis zu sehen
- Die Förderung von Beziehungen und Haltungen

Wir starteten mit ...

- ganz unterschiedlichen Vorstellungen und Definitionen von Inklusion
- unterschiedlichen Gefühlen und Bedenken
- einer Vielfalt an Biographien und Erfahrungen jedes einzelnen Teammitgliedes

Schnell wurde bewusst, dass wir uns bereits mitten im Prozess befanden und über die Verständigung des Begriffes „Inklusion“ die Vielfalt in unserem Team deutlich wurde.



Gewinnung von Menschen mit Lernbehinderung für die Weiterbildung: Erwachsenenbildung und Inklusion

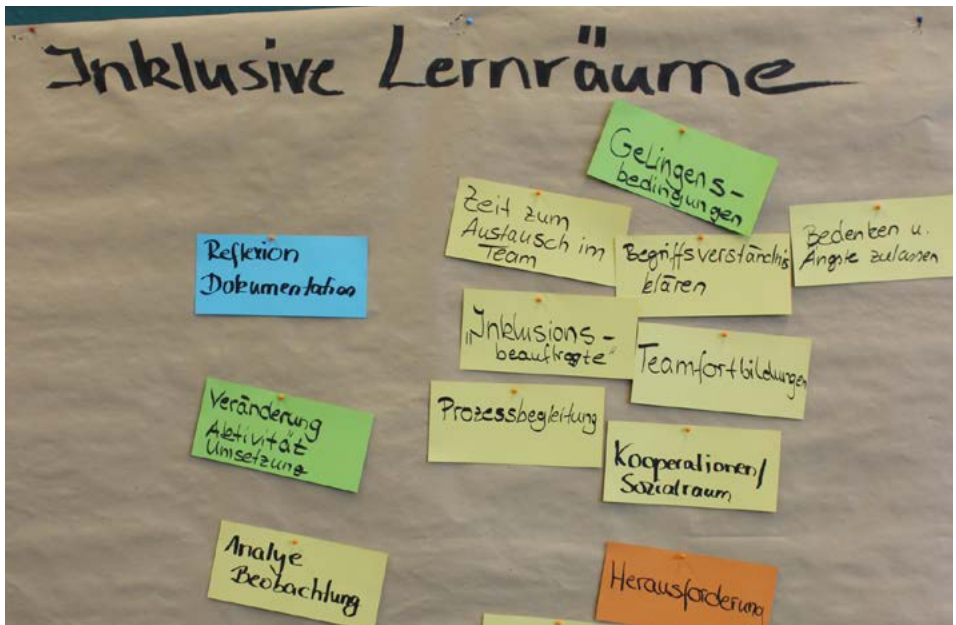
(Lothar Plachetka)

Das Konzept (Kurzfassung)

- einzelne, bisherige Angebote der Erwachsenenbildung werden barrierefrei und inklusiv
- neue inklusive Angebote werden entwickelt
- gegenseitige Öffnung von Angeboten bei den Bildungsträgern, die Zielgruppenangebote machen
- Aus- und Aufbau von Kooperationen
- Fachveranstaltungen und Öffentlichkeitsarbeit
- Planung nach dem Konsens-Prinzip:
 - als laufender Beteiligungs-Prozess
 - ergebnisoffen

1. Schritt: Bedarfsanalyse

Bedarf an Weiterbildung bei Menschen mit Lernschwierigkeiten feststellen, zuerst fokussiert auf Menschen mit kognitiven Einschränkungen, und unter welchen Bedin-



gungen (Ort, Zeit, Ausstattung, Methode, etc.) dieser Bedarf mit inklusiven Veranstaltungen gedeckt werden kann.

2. Schritt: Qualifizieren der Referent/inn/en

Referent/inn/en der Bildungsangebote werden qualifiziert, sodass sie ihre Veranstaltungen inklusiv gestalten können.



3. Schritt: Durchführen der Bildungsangebote

Exemplarische Bildungsmaßnahmen werden durchgeführt und evaluiert.

Fernere Schritte:

- Fortbildungsprogramme der keb FN und ihrer Kooperationspartner anpassen;
- Themenfelder „Erlernen der Kulturtechniken und Grundwerte“ sowie „Hilfestellung zur Erreichung von Lernkompetenzen“ in besonderer Weise verfolgen;
- Ergebnisse der Analyse und der späteren Evaluation dahin gehend überprüfen, inwieweit sie z. B auf Migranten, auf Nicht-Alphabetisierte, auf Demente, oder auf Unfallopfer, die um das Wiedergewinnen ihrer sprachlicher Fertigkeiten ringen, übertragen werden können.

**„Die menschliche Existenz beinhaltet beides:
die Möglichkeit zur Inklusion, aber auch einen
immer wieder aufkommenden Druck zur
Exklusion.**

**Deshalb wird die inklusive Gesellschaft nie
endgültig erreicht sein, sondern wir werden
immer darum kämpfen müssen.“**

(Tony Booth, britischer Schulpsychologe und Mitherausgeber des „Index for inclusion“)

INKLUSION

BEGINNT IM KOPF.

4.1.5 Inhaltliche Zusammenfassung durch Prof. Dr. Ulrich Heimlich

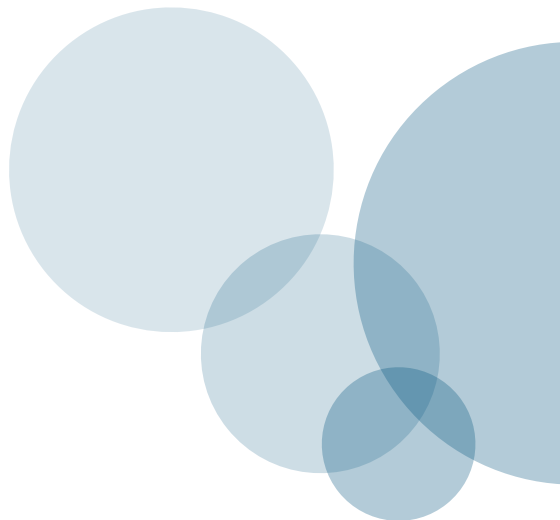
- Inklusion im Bildungssystem ist eine **Entwicklungsaufgabe**, die die Bildungseinrichtung als System verändert!
- Inklusionsentwicklung ist kein Feld für Einzelkämpferinnen bzw. Einzelkämpfer und erfordert daher Kooperation und **Teamarbeit**!
- Inklusionsentwicklung benötigt **Zeit**, deshalb können auch **inklusive Momente** weiterführen!
- Das **Engagement und die inklusive Haltung** der pädagogischen Fachkräfte darf nicht die einzige Ressource der Inklusionsentwicklung sein, aber es gilt auch **Ressourcen** aktiv zu erschließen!
- Kinder und Jugendliche lernen nicht nur von Erwachsenen, sie können auch **von anderen Kindern und Jugendlichen** lernen!
- **Inklusion ist ein Prozess**, der prinzipiell nicht abgeschlossen werden kann, sondern mit jedem Kind als **Weg** neu beginnt und es erforderlich macht, immer wieder den **nächsten Schritt** zu benennen!
- Inklusion erfordert **Mut zu offenen Prozessen**, sich Grenzen einzugestehen, Grenzen zu verschieben und zu überwinden!
- **Begegnung und Dialog** sind die wichtigsten Voraussetzungen dafür, dass inklusive Prozesse in Gang kommen und die Fähigkeit zur **freundlichen Beharrlichkeit** entsteht!



4.1.6 Erkenntnisse und Perspektiven

Erkenntnisse

- päd. Optimismus: Anhalten – Innehalten – Weitergehen ...
- Grenzen sind normal und real und sie sind erweiterbar.
- Grenzen der Strukturen durch „inklusive Haltung“ aufbrechen!
- Eigene Grenzen annehmen, Mut haben, sie zu überschreiten.
- Inklusion im sozialen Nahraum umzusetzen
- abhängig von Personen, Haltungen, Bereitschaft
- Mittlere Ebene kann durch Lobbyarbeit für Inklusion und Herstellung von Kontakten Bewusstseinsbildung unterstützen.
- Einfach gemeinsam tun.
- Guter Wille allein reicht nicht → Rahmenbedingungen, Ressourcen.



Perspektiven

- Perspektiven eröffnen sich, wenn man Möglichkeiten der Begegnung schafft.
- päd. Optimismus
- Faktor „Zeit“ gelassener betrachten und langen Atem haben („freundliche Beharrlichkeit“).
- aktuelle Anknüpfungspunkte nutzen (Themen, Wahlen etc.)
- Verbündete suchen und gute Beispiele weitertragen und sich inspirieren / befruchten lassen.
- Logiken von Inklusion / Praxis mit Logik von Verwaltung / Bürokratie verknüpfen
- Beitrag des Bistums zu Ressourcen?
- „Just do it!“
- „Doing Inklusion“
- Versuch macht klug! Inklusive der Möglichkeit, Fehler zu machen und daraus zu lernen!
- Nicht müde werden, den Finger in die Wunde zu legen, wenn etwas fehlt.

Erkenntnisse

Forum ①



- päd. Optimismus
Anhalten - Innehalten - Weitergehen ...
- Grenzen sind normal und real und
sie sind erweiterbar!
- Grenzen der Strukturen durch
„inklusive Haltung“ aufbrechen?
- eigene Grenzen annehmen,
Mut haben sie zu überschreiten
- Inklusion im sozialen Nahraum umsetzen
- abhängig von Person, Haltung, Bereitschaft
- mittlere Ebene kann durch Lobbyarbeit für Inklusion und
Herstellung von Kontakten, Bewusstseinsbildung unterstützt
- Einfach gemeinsam tun

Miteinander und voneinander lernen



Perspektiven

Forum ①



eröffnen sich,
wenn man
Möglichkeiten
der Begegnung
schafft!

- päd. Optimismus
- Faktor "Zeit" gelassener betrachten
+ langen Atem haben ("freundliche Beharrlichkeit")
- aktuelle Anknüpfungsmöglichkeiten nutzen (Themen,
Wahlen etc.)
- Verbündete suchen + gute Bsp. weitertragen + sich
inspirieren/befruchten lassen
- Logiken von Inklusion/Praxis mit Logik
von Verwaltung/Birokratie verknüpfen
- Beitrag des Bistums zu Ressource!?

Miteinander und voneinander lernen

"Just do it!"

"Doing Inklusion"

Versuch macht klug! Inklusiv der Möglichkeit,
Fehler zuzumachen + daraus zu lernen!

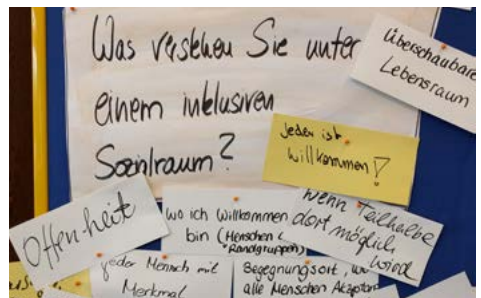
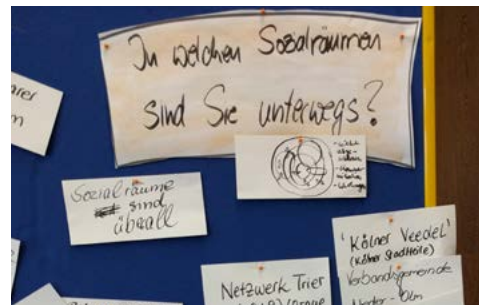
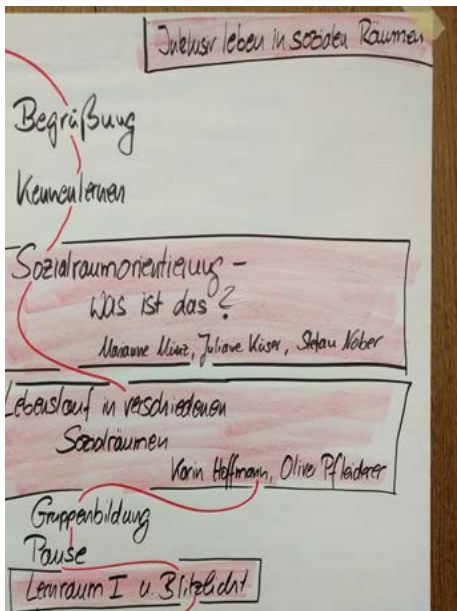
4.2.1 Begrüßung und Vorstellung

Mitwirkende

- **Marianne Arndt**, Gemeindereferentin in Köln
- **Karin Hoffmann**, Arbeitgeberin im Arbeitgebermodell
- **Florian Hoppe**, Vater / Bruder
- **Marianne Münz & Juliane Käser**, Mitarbeiterinnen im Projekt „Inklusiv leben lernen“, Bad Kreuznach.
- **Stefan Nober**, Referent im Arbeitsbereich Diakonische Pastoral im BGV Trier
- **Susanne Pfeleiderer**, Frühförderung in Hessen
- **Gracia Schade**, Projektleiterin „Kommune inklusiv“ Verbandsgemeinde Nieder-Olm

4.2.2 Kennenlernen

Gruppenarbeit zu verschiedenen Fragestellungen



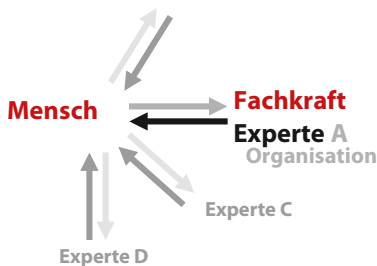
4.2.3 Sozialraumorientierung – Was ist das?

Vorstellung theoretischer Grundzüge des Fachkonzeptes „Sozialraumorientierung“ durch Stefan Nober. Diese werden von Frau Münz und Frau Käser anhand von Beispielen aus der Praxis der Projektarbeit verdeutlicht.

1. Sozialraumorientierung: Die Grundidee

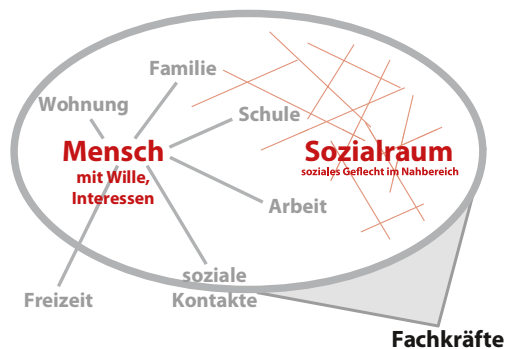
Wie es nicht sein soll:

Entmündigende Expertenlogik
im Hilfesystem



Die Grundidee der Sozialraumorientierung:

Die Menschen in ihrem lebensweltlichen sozialen Gefüge ernst nehmen und ausgehen von ihrem Willen, ihren Interessen ...



Grundlegendes Ziel von Sozialraumorientierung:

Die Lebensbedingungen so gestalten, dass Menschen dort entsprechend ihren Bedürfnissen zufrieden(er) leben können.

2. Sozialraumorientierung: Fünf methodische Prinzipien

Prinzip 1: Orientierung an Interessen und am Willen

nicht der Experte weiß es besser,
sondern: die Menschen als mündig und selbstbestimmt anerkennen; herausfinden, was der andere will → dort liegt die Kraftquelle des Menschen und die Motivation, etwas an der Situation zu verändern.

→ Fachkraft: nimmt sich mit den eigenen Vorstellungen und Zielen zurück; unterstützt Menschen bei ihren Zielen der Veränderung.

Prinzip 2: Unterstützung von Eigeninitiative und Selbsthilfe

nicht: (stellvertretend) handeln für die Menschen,

sondern: entscheidend ist, was die Menschen selber tun

→ Fachkraft: hilft, in diese aktive Rolle hineinzukommen; trägt mit ihren Möglichkeiten dazu bei, die Ressourcen zu erschließen, die dazu notwendig sind (im Umfeld der Person – im Sozialraum – im wohlfahrtsstaatlichen Hilfesystem)

Prinzip 3: Konzentration auf die Ressourcen (1) der Menschen, (2) des Sozialraums

nicht bei den Defiziten ansetzen,

sondern (1) bei den Stärken von Menschen und

(2) bei den Möglichkeiten, die im Sozialraum liegen –
und beides nutzen, um positive Veränderung zu fördern.

→ Fachkräfte: müssen den Sozialraum gut kennen und in den Gegebenheiten dort die Ressourcen entdecken, die jetzt hilfreich sind. Daher: Erkundung als permanenter Bestandteil der Arbeit!

Prinzip 4: Zielgruppen- und bereichsübergreifende Sichtweise

nicht: einzelne Zielgruppen und Bereiche isoliert betrachten,
denn das führt leicht dazu, dass ...

- Menschen(gruppen) stigmatisiert und ausgegrenzt werden
- Lösungen unzureichend sind, weil sie nur einen Aspekt herausgreifen

sondern:

Menschen, Themen und Sichtweisen im Sozialraum in Verbindung sehen und in Verbindung bringen – quer zu Zielgruppen und Funktionsbereichen.

Prinzip 5: Kooperation und Koordination

nicht: jede Organisation, Einrichtung usw. arbeitet separat für sich allein am eigenen Spezialthema,

sondern: möglichst viele arbeiten koordiniert zusammen, um im Sozialraum gemeinsam mit den Menschen etwas zu erreichen

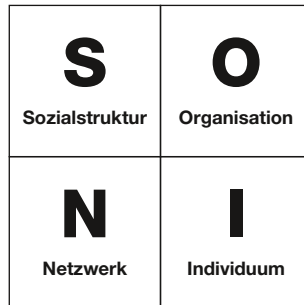
→ sich selbst als (nur) einen Akteur unter anderen sehen;

Netzwerke im Sozialraum aufbauen, sich dort einbinden; Kooperation im Sozialraum verbindlich vereinbaren.

3. Sozialraumorientierung und „Lernen“

Lernen (Bildung) im weiten Sinn **geschieht** ...

- im Engagement zur Überwindung von Exklusion (Lernen im politischen Handeln)



- in partizipativen Gestaltungsprozessen im Sozialraum
- im Erwerb sozial-räumlicher Kundigkeit

in Prozessen der Organisationsentwicklung:

- die eigene Organisation sozialräumlich ausrichten
- sozialräumlich kooperieren lernen

- in der Gestaltung der eigenen Situation

- in der Berührung mit dem Einzelnen und seiner Situation

SONI = vier Handlungsfelder sozialräumlicher (sozialer) Arbeit

(nach F. Früchtel, G. Cyprian und W. Budde: Sozialer Raum und Soziale Arbeit, 2 Bände, 3. Aufl. Wiesbaden 2013)

Zum Weiterlesen

zum Fachkonzept Sozialraumorientierung in der Sozialen Arbeit und den fünf Prinzipien:

- Hinte, Wolfgang; Treeß, Helga (2007): Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. München: Juventa (Basistexte Erziehungshilfen).

zu den vier Handlungsfeldern sozialraumorientierter Sozialer Arbeit (SONI-Schema):

- Früchtel, Frank; Cyprian, Gudrun; Budde, Wolfgang (2013): Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Band 1: Textbook: Theoretische Grundlagen. Band 2: Fieldbook: Methoden und Techniken. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.

zu Sozialraumorientierung und Inklusion:

- Niediek, Imke (2014): Was hats ein Fahrrad mit Sozialraum-Orientierung zu tun? Oder: Warum Person-zentrierte Hilfe sich am Sozialraum orientieren muss. In: Teilhabe 53 (2), 82–91. (www.lebenshilfe.de/de/buecher-zeitschriften/teilhabe/Seiten-aus-LH-105-18-FZ-Teilhabe-2-2014-2.pdf)
- Früchtel, Frank; Budde, Wolfgang (2010): Bürgerinnen und Bürger statt Menschen mit Behinderungen. Sozialraumorientierung als lokale Strategie der Eingliederung. In: Teilhabe 49 (2), 54–61. (bidok.uibk.ac.at/library/fruechtel-buergerinnen.html)

4.2.4 Interview mit Karin Hoffmann: Lebenslauf in verschiedenen Sozialräumen

Karin Hoffmann hat in ihrem Leben viele Sozialräume erlebt. Sie wurde mit Spina bifi-da geboren und die ersten Jahre ihres Lebens waren geprägt von Fremdbestimmung durch Institutionen. Im Verlauf von über 30 Jahren hat sie sich aus den Institutionen befreit und lebt heute selbstbestimmt in einem Wohnprojekt in dem Arbeitgebermodell.

Oliver Pfeleiderer interviewt Karin Hoffmann hinsichtlich der unterschiedlichen Lebens- und Sozialräume, die sie im Verlauf ihres Lebens erfahren hat.

Im Mittelpunkt stehen die Herausforderungen und Hürden, die sich ihr in den unterschiedlichen Lebensräumen stellten und die es zu überwinden galt. Sie formuliert die Fragen und Lösungswege, die sich ihr im jeweiligen Kontext stellten bzw. auftraten, und verdeutlicht hierdurch, welche Rolle Schlüsselpersonen, Netzwerke und Organisationen in den jeweiligen Sozialräumen zukam.



4.2.5 Erkundungen in 4 verschiedenen Lernräumen

Inklusion in pastoralen Räumen

(Marianne Arndt, Sozialraumpastoral in Köln Vingst)

Sozialraumpastoral wird am Beispiel der Kirchengemeinde in Köln Höhenberg und Vingst aufgezeigt. „In unserer Gemeinde kommt es auf die Haltung an und nicht auf die Leistung, die jemand vollbringt. Jesus hat uns in der Bibel eine Grundhaltung der Einladung und des Willkommens geschenkt, nicht umsonst hat er gesagt: Lasst die Kinder zu mir kommen.“ Damit sind alle gemeint, ganz gleich ob gesund oder krank, reich oder arm, alt oder jung, gläubig oder ungläubig; jeder und jede hat einen Platz im System und ist wichtig für das System und die Gemeinde. Dies wollen wir in unserer Gemeinde leben und entfalten, indem wir vernetzende Angebote ermöglichen, aber die Nutzer zu Machern werden.

Inklusion und Familie – Sozialräume bieten keine geraden Wege

(Susanne Pfeiderer und Florian Hoppe)

Wege durch Sozialräume sind keine Autobahnen, auf denen alle nebeneinanderliegenden Spuren in die gleiche Richtung streben. Inklusive Wege sind häufig nicht gerade, aber auch Umwege führen zu einem Ziel. Florian Hoppe und Susanne Pfeiderer stellen im Gespräch individuelle Wege vor und zeigen Möglichkeiten der Orientierung auf.

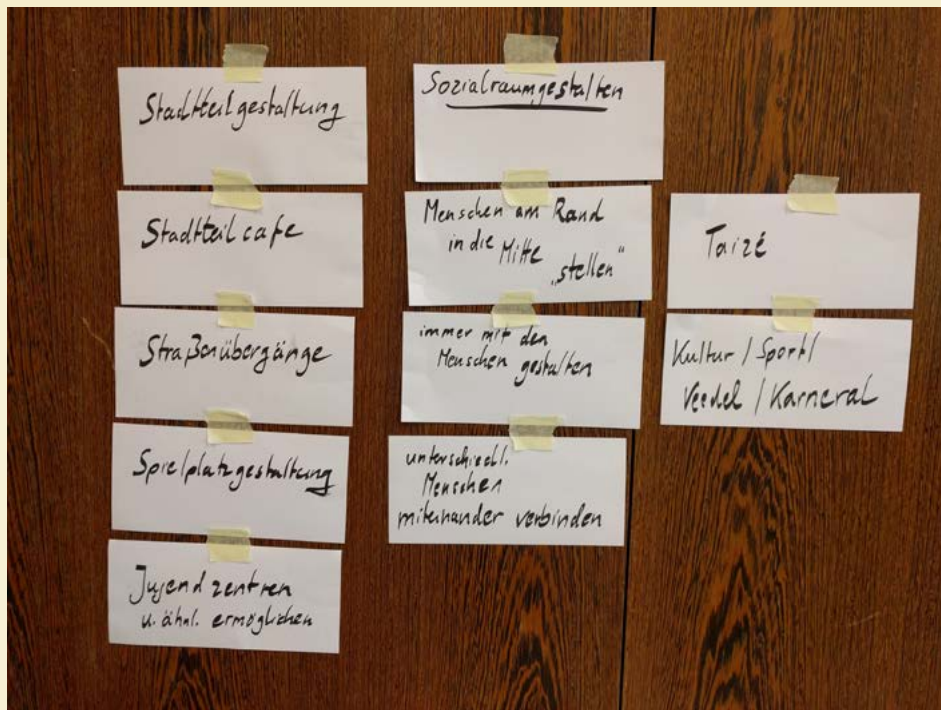


Kommunale Inklusion – Kommune Inklusiv Nieder-Olm

(Gracia Schade)

Die Verbandsgemeinde Nieder-Olm ist Modell-Kommune für die neue Initiative der Aktion Mensch: Kommune Inklusiv. Mit diesem auf fünf Jahre angelegten Projekt soll der Sozialraum der Verbandsgemeinde zunehmend inklusiv ausgerichtet werden. Ziel ist, dass alle Menschen mit und ohne Behinderung an den gesellschaftlichen Prozessen ihrer Gemeinde teilhaben können – gemeinsam wohnen, arbeiten, die Schule besuchen oder ganz selbstverständlich die Freizeit gestalten. Gracia Schade stellt das Pro-





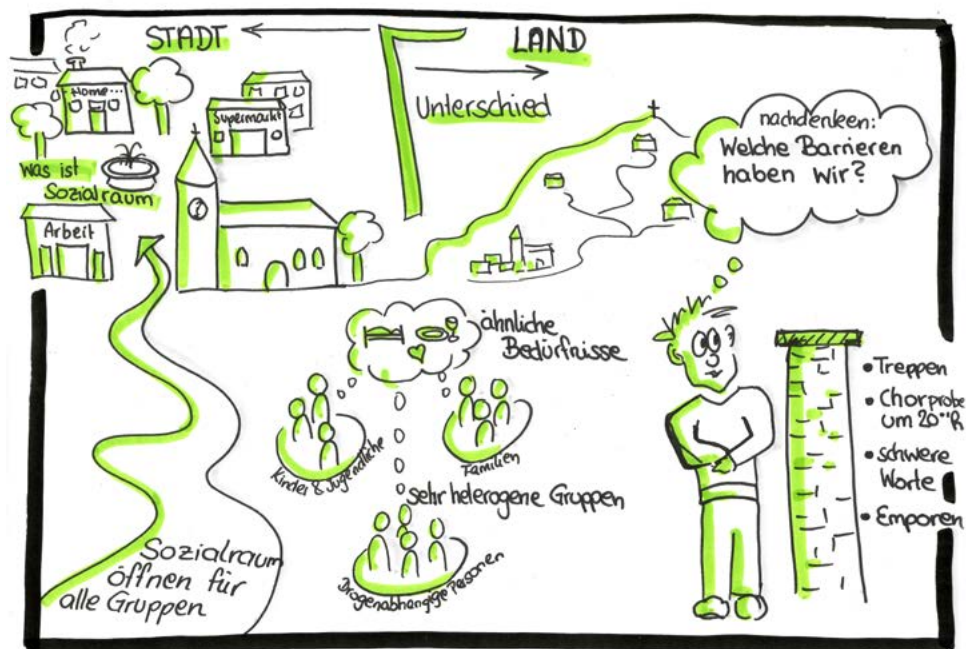


jekt vor und gibt Anregungen, wie Sozialräume inklusiver werden können.

Inklusion im Sozialen Raum

(Juliane Käser, Marianne Münz, Stefan Nober)

Sie gehören zusammen, die Inklusion und die Sozialraumorientierung! Denn: Inklusion wird möglich konkret vor Ort, zwischen Dir und Mir. Für den Prozess auf dem Weg zur Inklusion braucht es Personen und Institutionen, die zusammen losgehen, Barrieren identifizieren und beseitigen sowie Teilhabe und Teilgabe aller Menschen vor Ort fördern. Marianne Münz, Juliane Käser und Stefan Nober stellen die Prinzipien der Sozialraumorientierung vor und beschreiben konkret, wie Sozialraumorientierung im Projekt „Inklusiv leben lernen“ verwirklicht worden ist. Während der anschließenden Lernräume stehen sie für Fragen zur Verfügung.



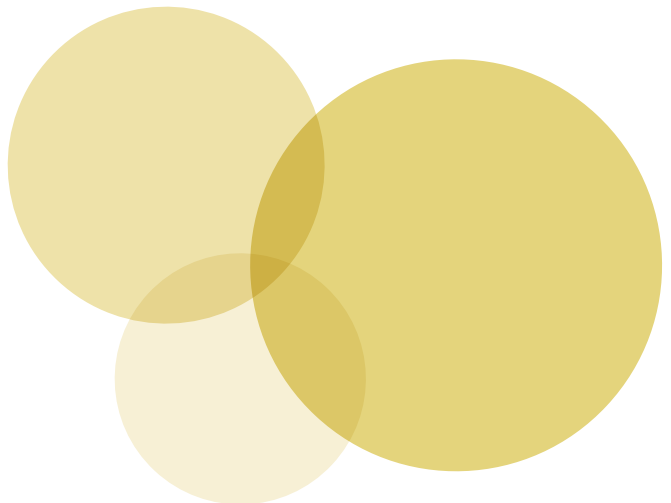
4.2.6 Erkenntnisse und Perspektiven

Erkenntnisse:

- Mit Engagement und Offenheit kann man alles erreichen
– „Egal, was du machst, mach es mit Liebe!“.
- Die treibende Kraft ist der persönliche Idealismus!
- Geben & Nehmen. Vielfalt ist ein Geschenk!
- Inklusion geht voran in kleinen Schritten.
- Beim kleinsten Schritt anfangen (entscheidend ist die Idee)!

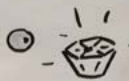
Perspektiven:

- Bedingungen ausbauen, kreativ Potenziale nutzen
- Wunsch nach Fortführung der Veranstaltung
und Motivieren für das Thema
- Netzwerke ausbauen
- Gleichgesinnte suchen und sich zusammenschließen!
- Sozialraumorientierung fühlbar machen



Erkenntnisse

Forum (2)



Mit Engagement und
Offenheit kann man
alles erreichen. Egal
was du machst, mach es mit Liebe

Die heilende Kraft
ist der
persönliche Idealsinn!

Geben & Nehmen,
voneinander lernen.
Vielfalt ist ein
Geschenk!

Inklusion geht
voran in kleinen
Schritten

Beim kleinsten
Schritt aufpassen!
(Anschuldung = also Ideal?)

Inklusiv leben in sozialen Räumen



Perspektiven

Forum (2)



Netzwerke
ausbauen

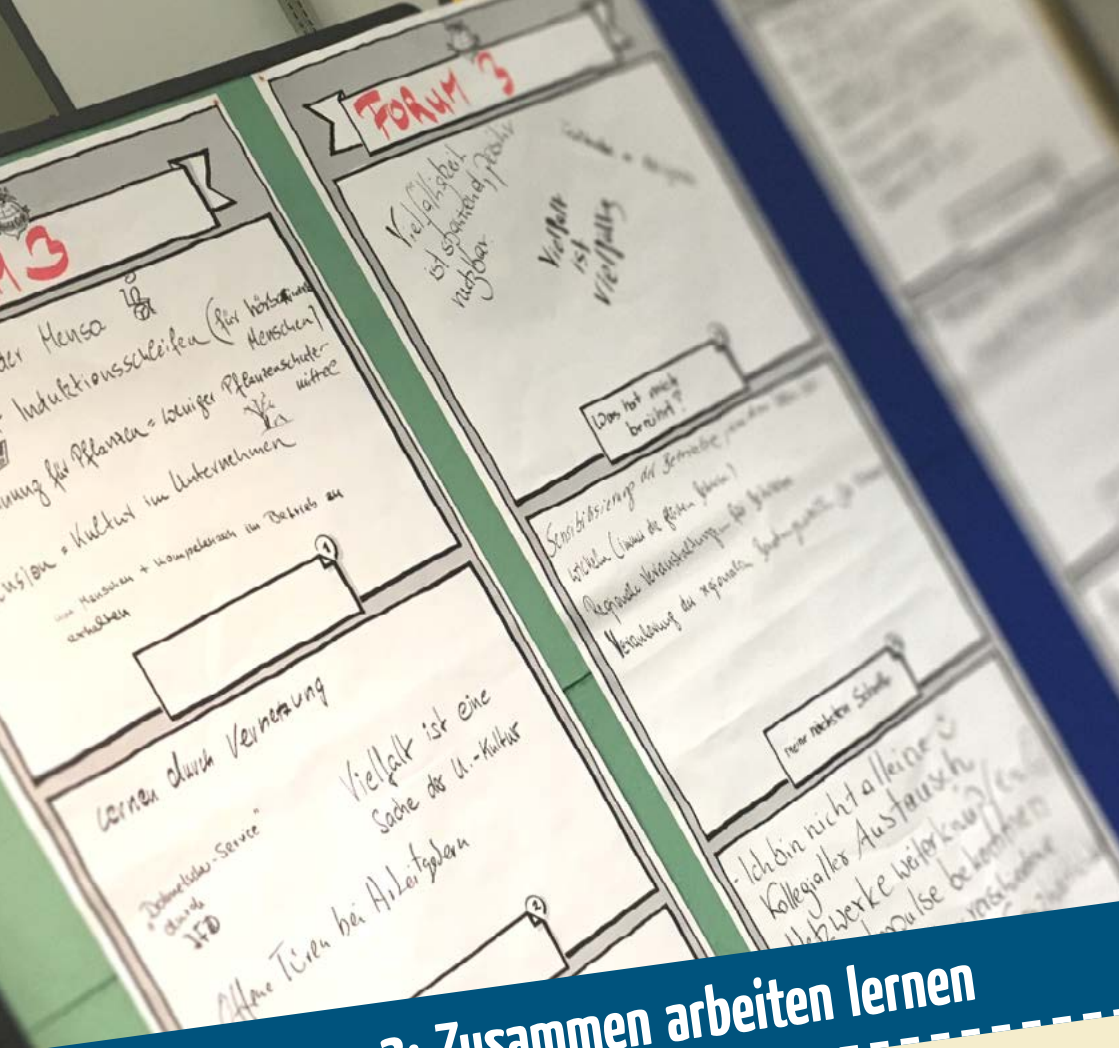
Gleichgesinnte
Suchen +
Sich zusammenfinden
schließen

Bedingungen ausbauen
Kreativ
Potentiale
nutzen

Wunsch nach
Fortsetzung d. Veranstaltung
+ Motivieren für das Thema

Sozialraumorientierung
fühlbar machen

Inklusiv leben in sozialen Räumen



4.3 Forum 3: Zusammen arbeiten lernen

Die Arbeitswelt ist ein wichtiger Bestandteil von Inklusion, denn Arbeit ermöglicht jedem Menschen Unabhängigkeit und Zufriedenheit. Aber häufig gibt es Vorbehalte und Ängste davor, inklusive Arbeitsplätze einzurichten. Viele Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber



ber befürchten Nachteile. Im Forum wurde deutlich, dass Vielfalt und Inklusion den Firmen und Unternehmen neue Chancen und Möglichkeiten eröffnen. So verändert sich die Zusammenarbeit positiv und sorgt auch für wirtschaftlichen Nutzen.

4.3.1 Begrüßung und Vorstellung

Mitwirkende:

- **Olaf Guttzeit**, Konzernschwerbehindertenbeauftragter Boehringer Ingelheim
- **Ariane Mazreku**, Mitarbeiterin in der Jugendherberge Trier
- **Jacqueline Schneider**, Integrationsfachdienst Caritasverband Trier
- **Andrea Steyven**, Geschäftsführerin der Aktion Arbeit im Bistum Trier
- **Johannes Weidl**, Referent RKW Kompetenzzentrum Eschborn
- **Karin Müller-Bauer**, Organisationsberatung im Bistum Trier (Moderation)

Kurzfilm: Das Vorstellungsgespräch

Nervös wartet Thomas Howell auf sein Vorstellungsgespräch in einer renommierten Anwaltskanzlei. Da erscheint ein junger Mann mit Down-Syndrom und holt ihn ab. Er stellt sich als sein neuer Vorgesetzter James Dexter vor und bittet ihn in sein Büro. Thomas weiß nicht, was er davon halten soll, und fragt höflich nach, ob noch jemand anderes zum Gespräch komme. Das verneint James und merkt an, dass Thomas eine hässliche Krawatte trage. Das Gespräch nimmt seinen Lauf und wird immer skurriler – bis es zu einer unerwarteten Wendung kommt ...



4.3.2 Impulsvortrag: „Vielfaltsbewusstsein im Betrieb – und warum sich das für alle Beteiligten lohnt“

(Johannes Weidl – Referent RKW Kompetenzzentrum Eschborn)

Hinterfragen des Rekrutierungsprozesses

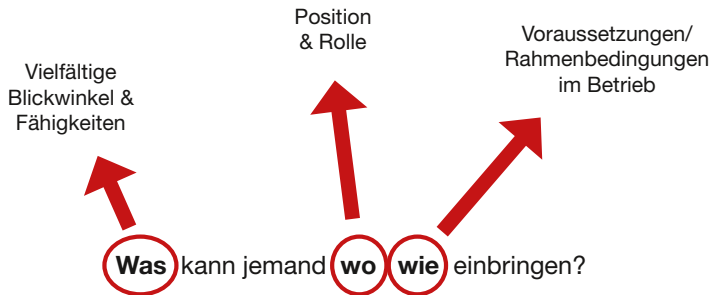
- Welche Arbeit muss erledigt werden?
- Welche Fähigkeiten braucht der/die potenzielle Beschäftigte hierfür?
- Anforderungsprofil kritisch hinterfragen
- Könnte ich von Vielfalt profitieren?



Über den Tellerrand schauen,
Vielfalt wahrnehmen

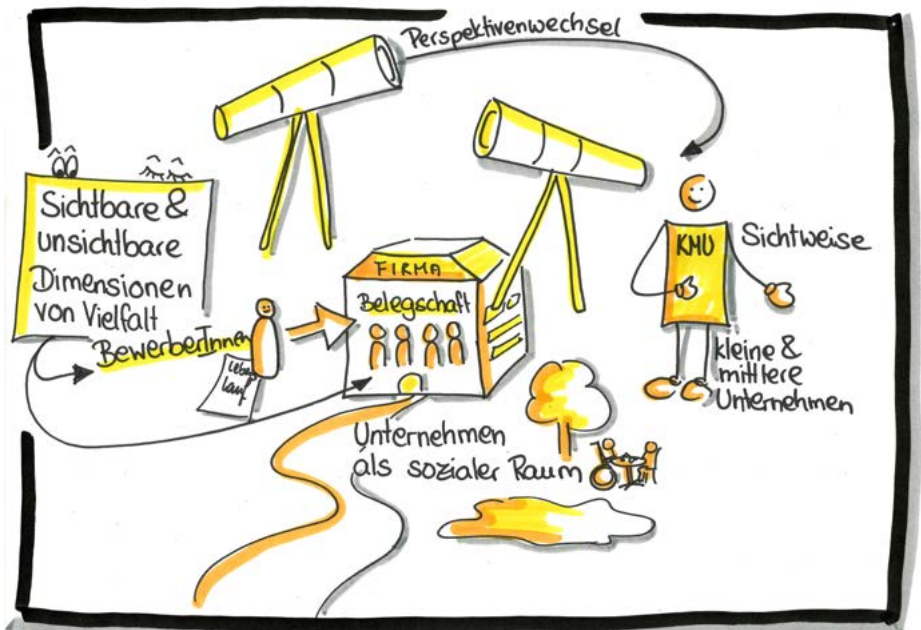
Quelle: Charta der
Vielfalt, eigene Darstellung

Vielfaltsbewusstsein



Erkenntnisse

- Vielfalt als Facetten unserer Persönlichkeit (weit mehr, als auf den ersten Blick zu sehen), Potenziale und Schwächen machen uns zu dem, wer wir sind.
- Alle Menschen als Kombination aus verschiedenen Stärken und Schwächen betrachten.
- Einerseits Beschwerden, Unternehmen würden keine Leute finden; andererseits Bewusstwerden, dass Unternehmen von Vielfalt profitieren können.



4.3.3 Vorstellung der Praxisbeispiele

Andrea Steyven – Geschäftsführerin der Aktion Arbeit im Bistum Trier

- Die Aktion Arbeit als Initiative des Bistums Trier wurde 1983 vor dem Hintergrund steigender Arbeitslosenzahlen vom damaligen Bischof Dr. Hermann Josef Spital ins Leben gerufen. Damals ging man davon aus, dass es sich um ein vorübergehendes Phänomen handeln würde.
- Momentan gibt es offiziell 2,5 Millionen arbeitslose Menschen, davon 6,5 % schwerbehinderte Menschen.
- Grundanliegen der Aktion Arbeit ist es, Menschen beim Einstieg bzw. Wiedereinstieg in die Erwerbstätigkeit zu helfen, über Ursachen und Folgen von Arbeitslosigkeit aufzuklären und sich mit Projekten und Vorschlägen an einer aktiven Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik zu beteiligen.
- Drei Säulen:
 1. Verwaltung eines Solidaritätsfonds – Unterstützung, Förderung von Projekten
 2. Bewusstseinsbildung – Bewusstsein schaffen für die Situation der Menschen, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind.
 3. Politische Interessenvertretung – den Menschen eine Stimme geben, die keine Arbeit haben.
- Vorstellung Konzept „Integrierter Arbeitsmarkt – Ein Weg zur Auflösung der verfestigten Langzeitarbeitslosigkeit“
(s. www.bistum-trier.de/fileadmin/user_upload/docs/AKTIO_Integrierter_Arbeitsmarkt-WEB.PDF)
→ Analogie zu Integrationsfirmen (jetzt Inklusionsfirmen) → bekommen für schwerbehinderte Mitarbeiter einen dauerhaften Nachteilsausgleich und eine Betreuungspauschale und Zuverdienstprojekte im Bereich der Behindertenhilfe. In diesem Bereich gibt es auch noch die Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM), die einen großen Zulauf haben, aber im Vergleich zu den vorgenannten Arbeitsmöglichkeiten sehr teuer sind.
- Das Konzept des integrierten Arbeitsmarktes wurde am 09. März 2017 von Bischof Stephan Ackermann in der Landesvertretung Rheinland-Pfalz in Berlin vorgestellt. Das Konzept wurde von den anwesenden Ministerpräsidentinnen Malu Dreyer und Annegret Kramp-Karrenbauer begrüßt.



Olaf Guttzeit – Konzernschwerbehindertenbeauftragter Boehringer Ingelheim

- Übersetzung des Begriffs „Inclusion“ – als eine Kultur, die gleichberechtigte Teilhabe ermöglicht.
- Inclusion macht, dass Diversity wirkt.
- Es gibt eine Unternehmensphilosophie, die ermöglicht, dass jeder mit seinen Fähigkeiten seinen Beitrag leisten kann.
- Barrierefreiheit (physisch und im Kopf) am Beispiel der Erweiterung des Mitarbeiterrestaurants:
 - Von Anfang an sollte die Barrierefreiheit mitgedacht werden.
 - Die theoretischen Diskussionen wurden ergänzt durch einen praktischen Selbstversuch: Mitglieder der Planungsgruppe mussten im Rollstuhl bzw. mit Brillen, die eine Sehbehinderung erzeugen, in der vorhandenen Kantine zur normalen Mittagszeit ein vollständiges Mittagessen mit Vorspeise (Suppe) an der Selbstbedienungstheke holen und an ihren Tisch bringen.
 - Ergebnis: wertvolle Erfahrung, Mixtur aus Spaß und Heiterkeit, aber auch tiefe Ernsthaftigkeit, Betroffenheit
- Es gibt viele Möglichkeiten, für Barrierefreiheit im Betrieb zu sorgen.
- Bei den Planungen nicht nur ein Mindestmaß (an z. B Toiletten) berücksichtigen, sondern auf jeder Etage eine zusätzliche Behindertentoilette bzw. eine



genderneutrale Großraumnasszelle einrichten (die dann auch von Menschen, die mit dem Fahrrad zu Arbeit kommen, gerne genutzt wird).

Weiteres Beispiel:

- Eine Kollegin mit Down-Syndrom, deren Arbeitsbeginn vor 10 Jahren nicht unproblematisch war: sie arbeitet (und lebt) mittlerweile selbstständig.
- Nach verschiedenen Einsatzfeldern hat sie ihren Platz in der Gärtnerei gefunden und ihre Arbeit dort hat einen messbaren Erfolg: durch ihre aufmerksame Pflege der Pflanzen werden deutlich weniger Pflanzenschutzmittel eingesetzt.
- Alleine durch die Anwesenheit eines Menschen ändert sich die Stimmung im Team.

Jacqueline Schneider – Integrationsfachdienst Caritasverband für die Region Trier

Der Integrationsfachdienst (IFD) des Caritasverbandes Trier bietet umfassende Hilfen zur beruflichen Integration für Menschen mit Behinderungen und seelischen Beeinträchtigungen sowie für Arbeitgeber.

- Über das Budget für Arbeit werden Arbeitsplätze im ersten Arbeitsmarkt gefördert.
- Gezielt für Menschen, die sonst in Werkstätten arbeiten würden.
- Häufig gehen Jugendliche mit Behinderung nach dem Besuch einer Förderschule direkt in die Werkstätten – Aufgabe des Integrationsfachdienstes: Beratung in den Schulen, Ermöglichung von Praktika, Aufzeigen von Alternativen.
- Es wird nach einem Betrieb im Sozialraum der Menschen gesucht, in denen die jungen Menschen dann integriert werden können.
- In Rheinland-Pfalz als Pilotprojekt → hat sich bewährt, wird über die Modellphase hinaus fortgeführt.

Ariane Mazreku, Mitarbeiterin in der Jugendherberge Trier (über das Budget für Arbeit)

- Nach dem Schulbesuch wurde sie im Betrieb qualifiziert und dann übernommen.
- Sie hat verschiedene Arbeitstätigkeiten kennen gelernt, bis zur Findung des Bereichs, in dem sie aktuell tätig ist: Zimmerservice und Küche.
- Die Arbeit macht ihr Freude, gerne trifft sie ihre Arbeitskolleginnen.



4.3.4 Austauschrunde – World-Café

Gesprächsrunde 1: Was von dem Gehörten hat mich besonders berührt

- Vielfältigkeit ist spannend, positiv nutzbar.
- Vielfalt ist vielfältig.
- Teilhabe und Teilgabe
- Sichtweise der Betroffenen einnehmen (Mensa mit Rollis testen)
- Wer ist für wen da? Die Menschen für die Arbeit – oder die Arbeit für den Menschen?
- Es braucht mehr „Integrations“-Arbeitsplätze (Lücke schließen WJbM – allgemeiner Arbeitsmarkt)
- Rückzug aus dem 1. Arbeitsmarkt wegen Mobbing
- Berührungsängste
- „Inklusion“ weiter fassen
- 10 Rollis in der Mensa
- App statt Induktionsschleifen für hörbehinderte Menschen
- Mehr Ordnung für Pflanzen = weniger Pflanzenschutzmittel
- Inklusion = Kultur im Unternehmen (um Menschen und Kompetenz im Betrieb zu erhalten)



In meinem beruflichen Arbeitsumfeld könnte ich mir Folgendes vorstellen ... / folgende Schritte vorstellen ...

- Netzwerke bilden (AnsprechpartnerInnen / Austausch von Fachwissen)
- Konkretes Fallbeispiel (Kompetenzen erkennen / herausarbeiten)
- Sensibilisierung der Betriebe, weitere Ideen entwickeln (immer die gleichen Betriebe)
- Regionale Veranstaltungen für Betriebe

- Verankerung der regionalen Beratungsstellen (für Teilhabe)
- Lernen durch Vernetzung
- „Dolmetscher-Service“ durch Integrationsfachdienst
- Vielfalt ist eine Sache der Unternehmenskultur.
- Offene Türen bei Arbeitgebern

Wozu war es gut, dass ich heute in diesem Forum war?

- Vom Defizitmodell zum Mehrwert
- „Umparken“ im Kopf
- Vielfalt ist kein Selbstzweck → bewusster Einsatz der Fähigkeiten (Kompetenzen)
- Diakonischer Blick auf die Grenzen von Menschen
→ Unterstützung zur Grenzüberwindung
- Ich bin nicht alleine ☺
- Kollegialer Austausch
- Netzwerke weiterknüpfen ☺
- Neue Impulse bekommen
- Austausch über verschiedene Themen der Teilhabe = Ganzheitlichkeit
- Interdisziplinarität
- Experten kennenlernen



4.3.5 Erkenntnisse und Perspektiven

Erkenntnisse

- Austausch mit anderen (Professionen, Einrichtungen, Rollen als Arbeitgeber*innen, Arbeitnehmer*innen) hat neue Perspektiven eröffnet!
- Inklusion wird nicht auf kleinen „Inseln“ gelebt, sondern ist Kultur.
- Diversity is the mix – and Inclusion is making the mix work! → Inklusion ist die Kultur, dass die Vielfalt wirkt.
- Ich bin nicht alleine.

Perspektiven

- Wir stehen dafür ein, dass Teilhabe und Teilgabe auf Augenhöhe gelebt wird!
- Schaffen von Plattformen zur Vernetzung und Bildung von communities / Gemeinschaften in der Vielfalt zahlreicher Professionen mit Unterstützung durch Politik und Kirche.

Erkenntnisse

Forum ③



- Austausch mit anderen (Professionen, Einrichtungen, Rollen als Arbeitgeber*innen, -nehmer*innen) hat neue Perspektiven eröffnet!
- Inklusion wird nicht auf kleinen "Inseln" gelebt, sondern ist Kultur!

• DIVERSITY IS THE MIX -
AND INCLUSION ^{is} MAKING
THE MIX WORK!

➔ Inklusion ist die Kultur,
dass die Vielfalt wirkt

- Ich bin nicht alleine!

Zusammen arbeiten lernen



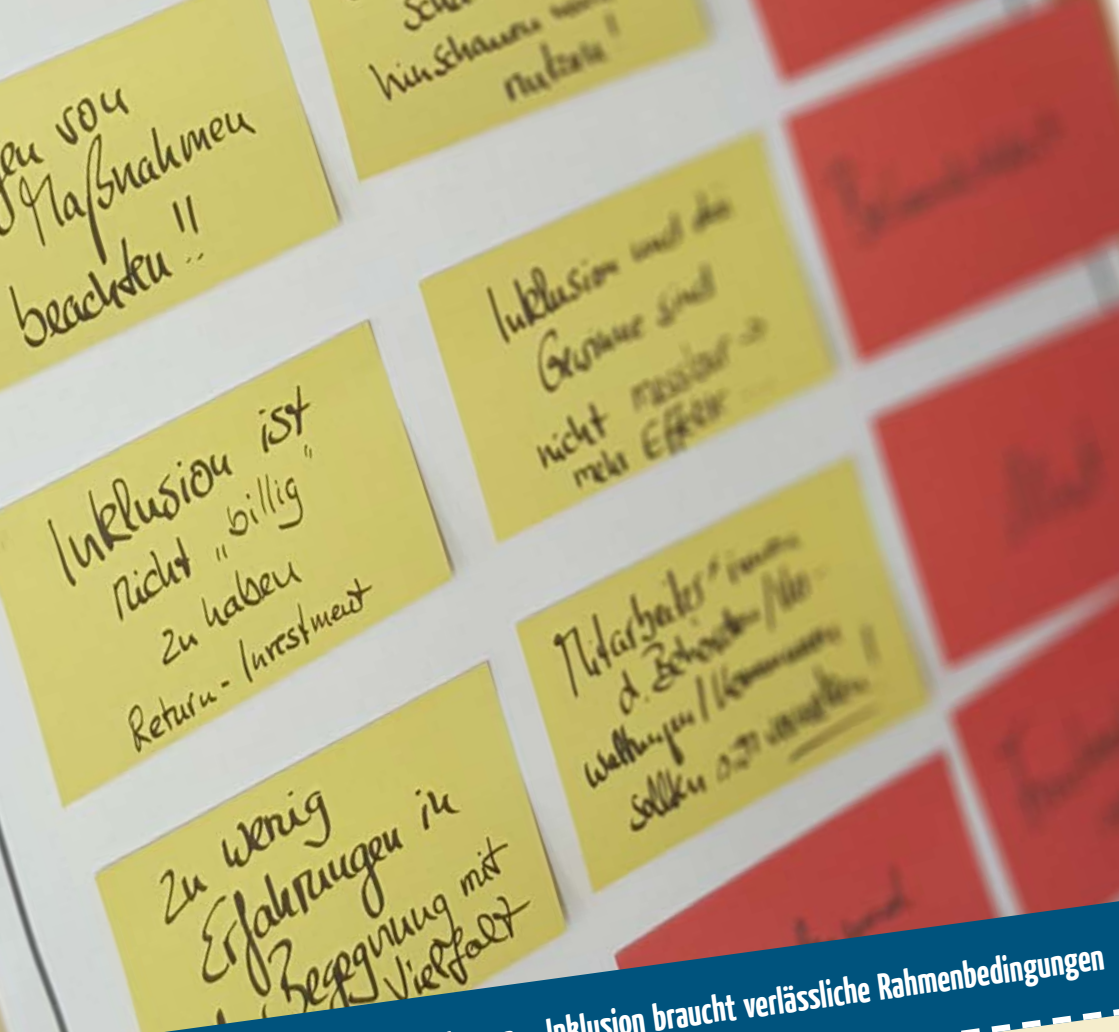
Perspektiven

Forum ③



- Wir stehen dafür ein, dass Teilhabe ~~z~~ Teilgabe auf Augenhöhe geleistet wird!
- Schaffen von Plattformen zur Vernetzung und Bildung von Communities / Gemeinschaften in der Vielfalt zahlreicher Professionen mit Unterstützung durch Politik und Kirche

Zusammen arbeiten lernen



4.4 Forum 4: Politisch inklusiv handeln lernen – Inklusion braucht verlässliche Rahmenbedingungen

Die UN-Behindertenrechtskonvention wurde von Deutschland unterzeichnet, aber die Umsetzung geht nur langsam voran. Immer wieder wird der Mangel an zusätzlichen Ressourcen beklagt. Rechte müssen sich Betroffene oft erst einfordern. In diesem Forum wurden positive



Beispiele, wie Menschen sich politisch für Inklusion einsetzen, vorgestellt.

Es kamen Vertreterinnen und Vertreter von Bildungseinrichtungen, aus der Angehörigenarbeit und aus der politischen Vertretung von Menschen mit Behinderung zu Wort.

4.4.1 Begrüßung und Vorstellung

Mitwirkende:

- **Gerold Abrahamczik**, Sprecher des Beirates der Angehörigen im Bundesverband Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e. V., Dinklage
- **Birgit Hampp-Höning**, Förderschullehrerin, Systemische Beraterin
- **Ellen Kubica**, Pädagogische Mitarbeiterin der Gesellschaft für psychosoziale Einrichtungen, Mainz
- **Matthias Rösch**, Landesbeauftragter für die Belange behinderter Menschen in Rheinland-Pfalz
- **Prof.in Dr. Elisabeth Wacker**, Technische Universität München
- **Esther Braun-Kinnen**, Organisationsberaterin, Referentin in der Abteilung Diakonische Pastoral im BGV Trier (Moderation)



4.4.2 Problemanalyse

- Von welchen „Behinderten“ sprechen wir?
- Wo steht die Politik heute in Hinblick auf politisch inklusives Handeln?
- Wo stehen Menschen mit Behinderung im politischen Raum?
- Welche Rolle haben Menschen ohne Behinderung in den Umsetzungsprozessen von Inklusion?

4.4.3 Impulsvortrag „Inklusion braucht verlässliche Rahmenbedingungen“

Politisch inklusiv handeln / Rechte haben – Interessen vertreten
(Prof.in Dr. Elisabeth Wacker, Technische Universität München)

Wenn wir uns in kommunalen **Gemeinschaften** bewegen, treffen wir konkret auf **Beeinträchtigungen** und **Behinderung**, die am ehesten in baulichen Barrieren erkennbar sind. Solche Begegnungen sind nicht selten, denn in Deutschland leben derzeit insgesamt knapp 13 Mio. Menschen mit Beeinträchtigungen. Dies entspricht einem Anteil von etwa 16 % der Bevölkerung oder mehr, wenn man nämlich auch den gesamten Personenkreis mit andauernden gesundheitlichen Beeinträchtigungen oder chronischen Krankheiten mit in den Blick nimmt. Dann ist die Rede von etwa jedem fünften Bevölkerungsmitglied.

Solche Beeinträchtigungen können von klein auf das Leben begleiten, z. B. beim Gehen, Sehen, Hören, sich Orientieren. Dann ist es relativ wahrscheinlich, dass man viel Lebenszeit in Parallelwelten verbringt und die Weichen ins Leben dort entsprechend unterschiedlich gestellt werden (z. B. in Förderschulen, Berufsbildungswerken, Werkstätten für behinderte Menschen, Wohnheimen). Dieser Bevölkerungsanteil ist aber in jungen Jahren vergleichsweise gering (etwa 200.000 Personen unter 15 Jahren und ca. 1,4 Mio. bis 44 Jahre sind betroffen). Dennoch stehen hier große Gestaltungsaufgaben an, denn die Differenzen im Lebenslauf und den Lebenschancen sind aktuell noch immens, entsprechend sind Lebenschancen ungleich verteilt. Zugleich wächst die Gruppe dynamisch mit dem Altern und Jahr für Jahr analog zur Bevölkerungsentwicklung. Das bedeutet, nicht nur die Zahl der Menschen mit Beeinträchtigungen steigt, sondern auch ihr jeweiliger Anteil an der gleichaltrigen Bevölkerung.

Diese Zahlen entstammen dem Zweiten Teilhabebericht der Bundesregierung über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen aus dem Jahr 2016, bei dessen Erstellung ein Wissenschaftlicher Beirat unter meinem Vorsitz intensiv beteiligt war und auch Erwartungen an eine Inklusionspolitik in Bund und Ländern formulierte. Dabei wurden Daten über die Lebenslage und den Entwicklungsstand der Teilhabe bzw. Inklusion von Menschen mit Beeinträchtigungen systematisiert, ausgewertet und so die im Sozialgesetzbuch Neuntes Buch (§ 66 SGB IX) und Artikel 31 des Übereinkommens über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-BRK) niedergelegte Berichtspflicht erfüllt.

Hier soll nun von einem Ausschnitt, nämlich politischer Partizipation (auch politische Beteiligung oder politische Teilhabe), besonders die Rede sein. Damit ist die Teilhabe und Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern an politischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozessen gemeint, konkret bezogen auf grundlegende politische Ausrichtungen, aber eventuell auch auf sehr spezielle politische Einzelfragen und Entscheidungen. Es geht zugleich darum, wie sich Minderheiten Gehör verschaffen können in Politiksystemen, wie sich Mehrheiten für ihre Anliegen finden lassen und zugleich differenzierte Interessengruppen zu Wort kommen; denn Behinderung macht nicht gleich und Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen können auch sehr gegensätzliche Anliegen verfolgen. Schließlich basiert auch Beteiligungskompe-

tenz auf Zutrauen und Einübung, die der passenden Gelegenheiten in der Lebensspanne bedürfen.

Aspekte von Gleichheitsidealen und ungleicher Teilhabe

Warum ist neuerdings öfter von „IncluCity“ oder inklusiver Gemeinde die Rede? Die Antwort liegt auf der Hand: *Alle* haben ein verbrieftes Recht auf gesellschaftliche Teilhabe, dies garantiert das Grundgesetz in Artikel 3:

(3) Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.

Und das gilt eben auch für Menschen mit Beeinträchtigungen, sie dürfen nicht benachteiligt werden, also sollen sie auch ihren Lebensmittelpunkt in der Gemeinschaft aller Bürgerinnen und Bürger haben können. Dies ist seit 1994, also bereits über zwei Dekaden prominent festgeschrieben.

Dieses Benachteiligungsverbot wird bestärkt von der neuen Konvention der Vereinten Nationen, der sogenannten Behindertenrechtskonvention aus dem Jahr 2008. Sie wurde von Deutschland und Europa ratifiziert (was doppelt verpflichtet), und sie bestärkt die Menschenrechte auf die Gleichwertigkeit menschlicher Vielfalt und damit



verbundener gleicher Lebenschancen. Teilhabechancen sollen daher jeweils vor Ort gesichert und im Einzelfall garantiert werden. An wen richtet sich dieser Anspruch nun? Geht es wirklich nur darum, dass ein tendenziell von Ausschluss bedrohter Personenkreis nun zum Mitmachen geladen ist, nach dem Modell der „armen Verwandten“, die man höflich zum Mitfeiern zulässt? Oder ist Kern der Aufgabe vielmehr, Gemeinschaften dafür zu gewinnen und zu gestalten, dass das Miteinander Verschiedener chancengerecht möglich wird, also gleiche Teilhabe aller stattfindet.

Wer genau hinhört nimmt für den gemeinten Personenkreis verschiedene Begriffe wahr. Die Rede ist von Behinderung, behinderten Menschen, Menschen mit Beeinträchtigungen und von Benachteiligung bzw. Chancenungleichheit. Auf der Suche nach sozialer Ungleichheit lohnt hier ein genauerer Blick, um mehr über Chancengerechtigkeit zu erfahren und nützliche Leitplanken und Ansatzpunkte über Begriffsklärungen zu erhalten:

Nicht nur in der öffentlichen Debatte und der politischen Diskussion, sondern auch in der wissenschaftlichen Forschung werden unterschiedliche Begriffe genutzt, darunter z. B die Bezeichnungen „Menschen mit Behinderung“ oder „Menschen mit Beeinträchtigungen“. Diese betonen verschiedene Aspekte: Während „Behinderung“ stärker auf die soziale Dimension verweist (durch Barrieren in der Umwelt „behindert werden“ und so Nachteile erfahren), bezieht sich der Begriff „Beeinträchtigung“ auf konkrete Einschränkungen bei Aktivitäten in verschiedenen Lebensbereichen, mit denen die betroffenen Menschen konfrontiert sind, z. B wegen ihrer funktionalen Einschränkungen. Im deutschen Sozialrecht hat sich der Begriff „Behinderung“ etabliert. Menschen mit Behinderungen sind nach dem Gesetz zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen (Behindertengleichstellungsgesetz – BGG)

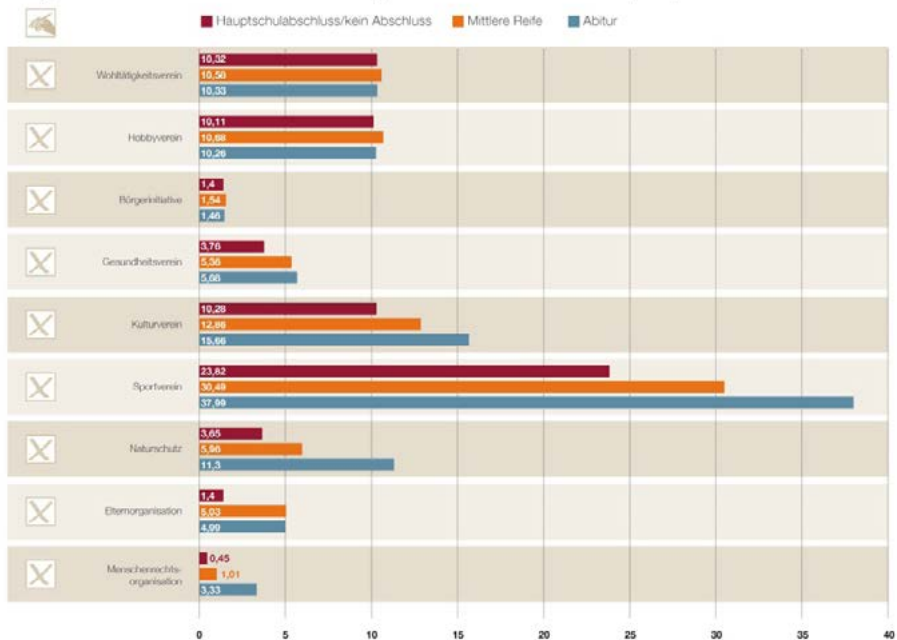
„Menschen, die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit einstellungs- und umweltbedingten Barrieren an der gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können. Als langfristig gilt ein Zeitraum, der mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate andauert“ (§ 3 BGG).

Wir haben es also mit „Teilhabegehinderten“ bzw. insofern „Benachteiligten“ zu tun. Lösungswege sind zwar angekündigt, um erlebte Differenzen aufzulösen zwischen Teilhabeanspruch und -wirklichkeit, aber nicht so einfach zu beschreiten. Denn Paragraphen alleine genügen nicht, Teilhabe ist eine komplexe Konstruktion. Schaut man auf Bildungssysteme zeigt sich beispielsweise, dass Menschen mit höherem Bildungsabschluss – (Fach-)Abitur verglichen mit Hauptschulabschluss/keinem Abschluss – mehr als kritische Konsumentinnen und Konsumenten, in öffentlichen Diskussionen, bei Unterschriftensammlungen, bei Online-Protesten und bei Demonstrationen in Erscheinung treten. Sie beteiligen sich auch mehr an Wahlen, arbeiten häufiger in Bürgerinitiativen und in Parteien. Und diese Ungleichheit scheint – angesichts der Gesetzeslage – selbst gewählt und ist doch sozial konstruiert.

Insofern scheint die Teilhabe an Bildung eine Schlüsselposition für Teilhabechancen und erlebte Teilhabe einzunehmen.

► Wer ist Mitglied in Vereinen und Organisationen in Deutschland?

Mitgliedschaft in verschiedenen Vereinen und Organisationen nach Schulabschluss (2010)



Quelle: ALLBUS 2010, Berechnungen Sebastian Bodeker (WZL).

Bundeszentrale für politische Bildung, www.bpb.de, und Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, www.wzb.eu, 2014.
Infografik: www.infografiker.com



Ob diese Beobachtung aber dem Kern der Exkludierten hilft und dem Wunsch der einzelnen Menschen tatsächlich entspricht, ist unklar. Hingegen kann davon ausgegangen werden, dass wer sich mitteilen kann, auch gehört werden möchte. Hier müsste man wohl vermehrt aufmerksam sein und von Differenzen zwischen Wollen, Können und Dürfen ausgehen, die auch der kritischen Beobachtung bedürfen.

Von solchen Diskrepanzen sehen wir in der westlichen Welt zudem nur einen Ausschnitt. Denn weltweit leben über eine Milliarde Menschen mit einer Form von Behinderung. Dies berichtet die Weltgesundheitsorganisation im Jahr 2011 (WHO 2011: ix).

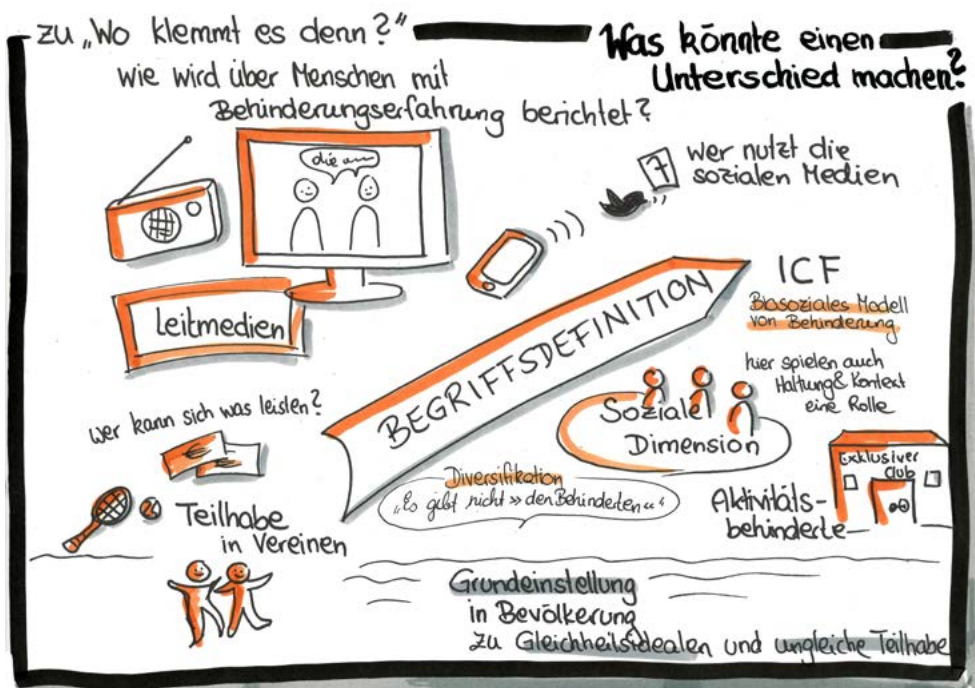
Will man somit – über die Grenzen von Kulturen und Wohlstandswelten hinweg – auf Teilhabechancen schauen, sind gleichzeitig mehrere Perspektiven einzunehmen. Man sucht nach

- erfasster Unfähigkeit | Defizitorientierung
- erfassten Kompetenzen | Fähigkeitsorientierung
- fairen Chancen | Teilhabeforschung (Monitoring)
- Zugang zu Ressourcen (Mainstreaming)
- Cap-ability Approach | Handlungsmöglichkeiten, Verwirklichungschancen

All diese Dimensionen von Beeinträchtigungen und Behinderung verdienen Aufmerksamkeit. Denn welche Chancen Menschen in ihrem Leben haben, ist auch eine Frage von Bewertungen und Werten. Es macht einen Unterschied für gesellschaftliche Teilhabe, ob jemand nach Defiziten oder Kompetenzen bewertet wird. Der Blick auf Ressourcen in der Lebensführung (z. B. Bildungschancen, Erwerbsbeteiligung, Vereinszugehörigkeit, Erfolg auf dem Wohnungsmarkt) muss in einem Chancenbarometer bezogen auf **gesellschaftliche Teilhabe** sichtbar und damit auch in der Entwicklung beobachtbar und beeinflussbar werden. Das ist nicht nur eine Frage der jeweiligen Anreize, sondern vor allem der Verwirklichungschancen. Hierzu zählt die Achtsamkeit für Potenziale, die man erkennen und auch aufbauen kann, wenn es darum geht, mehr Teilhabe zu bewirken. Entsprechende Überlegungen finden sich in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen. Ihre Realisierung ist komplex, passende Maßstäbe müssen weitgehend noch über Fächergrenzen und -kulturen hinweg entwickelt werden.

Denn Beobachtungen alleine genügen nicht, es sollten vielmehr auch **Wirkungen** gemessen und beurteilt werden. Ein dazu geeignetes Verfahren (Teilhabesurvey) ist in Deutschland seit einigen Jahren in der Vorbereitung und wird nun endlich umgesetzt. Gelingt dies, ließe sich mehr und mehr eine inklusive Ausgestaltung von Gesellschaft, wie sie ethisch und rechtlich eingefordert wird, auch nachvollziehen und bewerten.

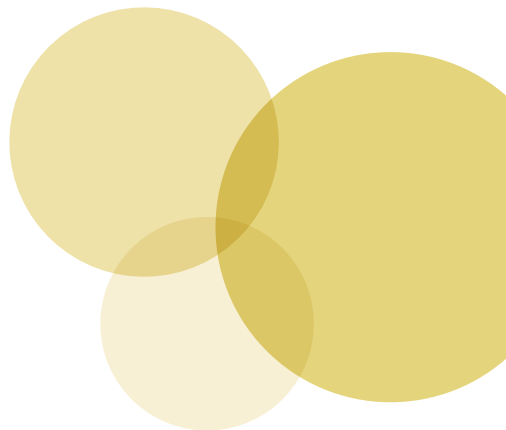
Konkret muss sich – jenseits von Wahlgängen – politische Teilhabe noch weiter etablieren. Sie enthält viele Elemente, wie beispielsweise



- Meinungsumfragen/Barometer (z. B zur Teilhabebereitschaft oder Diskriminierungsrisiken gegenüber der Zielgruppe)
- Zugang zu Dokumenten
- Kommunikations- und Begegnungsgelegenheiten vieler Art
- Kontakte im Politiksystem
- Beteiligung an Bürgerinnen- und Bürgerinitiativen
- Systematische Lobbyarbeit
- Rechte auf Bürgerinnen- und Bürgeranfragen
- Auseinandersetzungen mit Abgeordneten auf allen Politikebenen
- Individualklagen gegen Einschränkungen der (politischen) Teilhabe
- Wahlbeteiligung (aktiv und passiv)
- Chancen über Petitionen Gehör zu finden
- Kandidaturen auf politische Positionen verschiedener Art (nicht nur auf sog. Schwerbehindertenvertretung)

Um nur einige Beispiele zu nennen. Hinzu kommt, dass diese Anrechte und Anliegen auf vielen Ebenen noch der Umsetzung bedürfen, kommunal, regional, bundesweit und auch in Europa. Dass mehr Teilhabe Not tut steht jedenfalls außer Zweifel!

Wer nun tatsächlich handeln lernen muss sollte gerade von den etablierten Organisationen der Eingliederungshilfe selbstkritisch reflektiert werden. Denn die Zulassung zur Teilhabe muss gesamtgesellschaftlich erfolgen und so zur Teilhabe und Interessensvertretung einladen und gewinnen. In Gemeinden, Gemeinschaften und im privaten wie professionellen Miteinander finden sich die geeigneten sozialen Räume dafür.



4.4.4 Vorstellung der Praxisbeispiele

Politisch inklusiv handeln lernen

(Gerold Abrahamczik)

- Zur Person: Vater eines jungen Mannes mit schwerer mehrfacher Behinderung
- Persönliches Anliegen: möchte für die sprechen, die oftmals nicht für sich selbst eintreten können
- Problemanalyse: Heterogene Landschaft im Bereich der Behindertenhilfe: Politiker sehen Bedürfnisse der Menschen mit Schwer- und Mehrfachbehinderungen nicht.
→ Beispiel: Ambulantisierung im Wohnen: Was ist mit den Menschen, die diese Möglichkeit nicht wahrnehmen können?

Rahmenbedingungen für politische Lobbyarbeit

Politische Lobbyarbeit benötigt

- Zeit
- Informationen
- Ausdauer und Beharrlichkeit

Politische Lobbyarbeit funktioniert durch

- das Herstellen persönlicher Betroffenheit (Beispiel: Partnereinkommen in der EGH)
- das Übersetzen von abstrakten Regelungen (z. B. Gesetzesformulierungen) in die eigene Lebenswirklichkeit (Was bedeutet diese Formulierung / diese Regelung für mein Kind?)

Politiker sind „auch nur Menschen“. Sie wollen sehen, welche Auswirkungen bestimmte Regelungen auf den Alltag der Betroffenen haben!

Vorgehen

- Mutig sein und möglichst die direkte Ansprache, den persönlichen Kontakt suchen!
- Interesse wecken für das eigene Anliegen
- Betroffene sind *die* Experten in eigener Sache!
- Die richtige Ansprechzebene finden (vor Ort, auf Landes- oder Bundesebene)
- Den passenden Ansprechpartner finden (in der Politik und in den Ministerien)
- Bundes- und Landtagsabgeordnete haben alle Wahlkreisbüros vor Ort

- Die wichtigen Ansprechpartner werden jedoch in Berlin und den Landeshauptstädten sein
- Verbündete suchen (Gemeinsam ist man stärker)
- Wenn nötig, Mitbetroffene mobilisieren
- Deutlich machen, dass man nicht alleine betroffen ist

Verordnung zur inklusiven Unterrichtung und besonderen pädagogischen Förderung im Saarland (Birgit Hampf-Höning)

- Alle saarländischen Schulen bemühen sich, der Vielfalt an Entwicklungsvoraussetzungen und Entwicklungspotenzialen ihrer Schülerinnen und Schüler gerecht zu werden.
- Die Inklusionsverordnung gibt den Schulen Instrumente an die Hand, im Prozess der inklusiven Entwicklung voranzukommen.



Inklusionsverordnung 2015

Gestaltung inklusiver Schule ermöglichen

Grundlage:

- breiter Inklusionsbegriff
- gestärkte Rolle der Regelschule
- flexible und zeitnahe Förderung
- Anschlussfähigkeit zwischen den Bildungsstufen
- Verhältnis Regel- und Sonderpädagogik

Elemente der Inklusionsverordnung

Unterstützungsanfrage;
außerschulische Beratung

Förderdokumentation

Nachteilsausgleich

Klassenkonferenz

Zeugnisse und Versetzung

Anpassung des Anforderungsniveaus

Inklusion findet
oft ein Ende
an der Schule



Inklusion scheitert
an



Braucht Inklusion uns alle? Gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Behinderung an Weiterbildungsangeboten

(Ellen Kubica)

Was heißt Barrierefreiheit in der Erwachsenenbildung?

- Barrierefreiheit bedeutet Zugänglichkeit für *alle*.
- „ohne fremde Hilfe“
- „Barrieren bestehen nicht nur aus Stufen.“
- Kursleitung im Umgang mit Menschen (Kunden) mit und ohne Behinderung – wichtige Funktion als Visitenkarte einer Weiterbildungseinrichtung.
- MitarbeiterInnen im Umgang mit Menschen (Kunden) mit Behinderung
- Gebäude/Räumlichkeiten und Ausstattung
- Zugang zu Informationen für Blinde, Gehörlose und Menschen mit Lernschwierigkeiten z. B im Kursprogramm, Beratung und Öffentlichkeitsarbeit

„Wenn Du Inklusion voranbringen willst, dann warte nicht bis ein barrierefreies Haus gebaut ist,

stelle Dir nicht vor, wie teuer die Geräte und Materialien sein werden, die Du wirst kaufen müssen,

und denke nicht darüber nach, wie viel Personal wohl zusätzlich eingestellt werden muss,

sondern wecke bei Dir selbst und bei allen am pädagogischen Prozess Beteiligten die Sehnsucht nach einer besseren Gesellschaft, nach Achtsamkeit, Empathie und Respekt für die Anderen.“

DR. JAN EDUARD DITSCHKE (Adaption des Zitats von Antoine de Saint-Exupéry)

Vom Modellprojekt
in die Fläche



TEILHABE



Mittel im Haushalt
einstellen



braucht politisches Handeln



Nicht über uns ohne uns – Inklusion im Land Rheinland-Pfalz (Matthias Rösch)

- Leitsatz in Rheinland-Pfalz: Nichts über uns – ohne uns!
- **Beteiligung** – Interessenvertretung:
 - Behinderte sind Expertinnen und Experten in eigenen Angelegenheiten (z. B. Umsetzung eines behindertengerechten Wanderweges; Gremienarbeit in „leichter Sprache“)
 - Interessenvertretungen in Beiräten auf kommunaler Ebene und Landesebene, in Werkstätten, in Gremien
- Ziel: Wege suchen, um UN-Behindertenrechtskonvention in RLP umsetzen zu können – Fortschreibung des Aktionsplans der Landesregierung zum Landesaktionsplan 2015.



Vision

In Rheinland-Pfalz gibt es **flächendeckend Gremien und Organisationen**, in denen Menschen mit Behinderung ihre **Interessen wirkungsvoll** vertreten können. Sie sind besonders in **Gremien der Kommunen und des Landes** vertreten. Die **Selbsthilfe** behinderter Menschen ist fester Bestandteil der Gesellschaft.

Erkenntnisse des Tages

- **Teilgabe!** Selbst aktiv handeln als Mensch mit Behinderung → im Ehrenamt + im Berufsleben
- Aufruf für die Schulabteilung im Bistum Trier: Einführung eines Gymnasium mit Förderbereich auf Bistumsebene
- Aufruf an politische Menschen, an solchen Tagungen teilzunehmen → auf Landesebene und auf kommunaler Ebene.



Leitfaden: Unsere Gemeinde wird inklusiv – Aktionspläne in Städten und Gemeinden

4.4.5 Erkenntnisse und Perspektiven

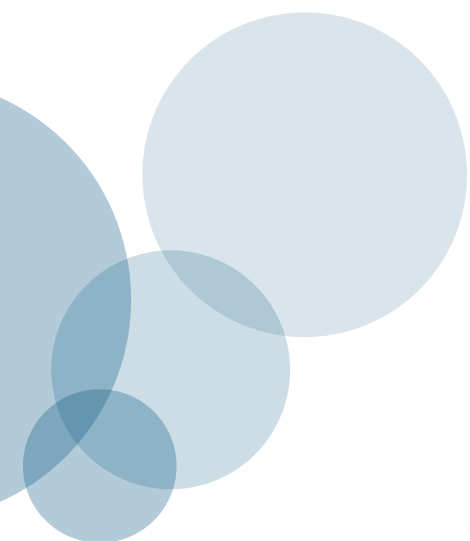
Erkenntnisse

- Haltungen sind Kontexte
- Mangelnde Partizipation im Prozess
- Folgen von Maßnahmen beachten!!
- Inklusion ist nicht „billig“ zu haben – Return-Investment
- Verbündete finden!
- Gute Ansätze schätzen, hinschauen und nutzen!
- Inklusion und die Gewinne sind nicht messbar → mehr Effekte ...
- Mitarbeiter*innen der Behörden / Verwaltungen / Kommunen sollten sich vernetzen!
- Wunsch- und Wahlrecht ernstnehmen
- Vertretungen verbünden – differenzierte Ziele aushalten und gemeinsam vertreten!
- Beharrlichkeit
- Mut
- Frustrationstoleranz



Perspektiven

- nicht: mit voller Energie mehr vom Selben → sondern: Veränderungsperspektiven
- Inklusion ist kein Thema eines politischen Wettstreits.
- Mehr Teil-Gabe in kirchlichen Strukturen, Einrichtungen etc.
- Evaluation Bischöfliche Behörde → Inklusion aufnehmen
- Lebe Dein Ändern!
- Nutzen neuer Kommunikationswege und Medien
- Zugang zu Informationen barrierefrei!
- gemeinsam im Bistum am Thema Inklusion arbeiten
- im Bundesteilhabegesetz: Personenzentrierung wirklich durchsetzen
- langfristige Beziehungen aufbauen
- persönliche Betroffenheit herstellen
- in Netzwerken denken
- Bistum Trier hat den Staffelstab „Schule“ → Auftrag



Erkenntnisse

Forum ④



Haltungen
sind
Kontexte

Mangelnde
Partizipation im
Prozess!

Verbindungen
verbinden

Differenzierte Ziele
aushalten
und
gemeinsam
verarbeiten!

Folgen von
Maßnahmen
beachten!!

Gute Ansätze
schätzen,
hinschauen und
nutzen!

Inklusion ist
nicht „billig“
zu haben
Return - Investment

Inklusion und die
Gewinne sind
nicht messbar →
mehr Effekte ...

Behandlichkeit

Zu wenig
Erfahrungen in
d. Begegnung mit
Vielfalt

Mitarbeiter*innen
d. Behörden / Ver-
waltungen / Kommunen
sollten sich vernetzen!

Mut

Verbindende
finden!

Wunsch- und
Wahlrecht einbeziehen

Frustrationstole-
ranz

Politisch inklusiv handeln lernen



Perspektiven

Forum ④



Nicht: mit voller
Energie mehr vom Selben
→ Senden: Ver-
ständigungsperspektive

Lebe
Dein
Ander!

langfristige Bezie-
hungen aufbauen

→ Inklusion ist
kein Thema
eines
politischen Weltstrafs

Nutzen
neuer
Kommunikationsge-
— Medien

persönliche Betroffen-
heit herstellen

mehr
Teil-Gabe in
Richt. Strukturen,
Einrichtungen etc.

Zugang zu
Informationen
barrierefrei!

in Netzwerken
denken

Evaluation Bedarf.
Belastung →
Inklusion aufbauen

gemeinsam im
Bistum am
Thema Inklusion
arbeiten

Bistum Trier hat
den Stoffclub
„Schule“ auf-
hängen

im BTHG
Personenorientierung
wirklich durchsetzen

Politisch inklusiv handeln lernen



4.5 Forum 5: Miteinander kreativ

In diesem Forum konnten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer den Zugang zu Tanz mittels DanceAbility erfahren. DanceAbility ist ein Tanzmethode für Alle. Sie ermöglicht Menschen, die eigene Bewegungssprache zu erforschen und



sich darüber in Beziehung zum Gegenüber und zur ganzen Gruppe zu erleben.

Aufgrund seiner speziellen Methode schafft DanceAbility inklusive Zugänge und Entwicklungsmöglichkeiten für Alle.

Mitwirkende

- **Anne Chérel**, DanceAbility e. V. Trier
- **Maja Hehlen**, DanceAbility e. V. Trier
- **Gudrun Paulsen**, DanceAbility e. V. Trier
- **Tonja Rausch**, DanceAbility e. V. Trier

4.5.1 Ein Erfahrungsbericht

Anstelle einer Dokumentation steht an dieser Stelle ein Erlebnisbericht aus dem Forum. Pastoralreferentin Heike Bulle hat ihn uns zur Verfügung gestellt:

„Die Grenzen sind hier fließend. Beim Tanzen merkt man gar nicht mehr, wer eine Behinderung hat.“ (Maja Hehlen von BewegGrund Trier in: www.volksfreund.de/region/trier/tanzen-als-therapie_aid-6608349)

Genau das haben wir in diesem Workshop erlebt: Was wir in anderen Kontexten eher besprechen und so mit dem Kopf zu verstehen lernen, haben wir hier im eigenen Tun erfahren. Wir haben sozusagen mit unserem ganzen Körper gelernt, was es heißt, angemessen miteinander umzugehen.

Damit das ganz leicht gelingen konnte, haben wir uns zuallererst wahrgenommen: uns selbst und alle anderen. Wir haben uns erzählt, was wir gut können und was nicht so gut.

Dann hat Maja Hehlen erklärt, was wir nun genau machen werden.

Auch wenn einige von uns ziemlich skeptisch waren, ob und wie das klappen kann, war es von Anfang an ganz normal, weil es so einfach war. Einfach war es, weil die Leiterinnen uns jeden Schritt ganz genau erklärt und auch vorgemacht haben. Wir mussten nicht sofort alles verstehen und hinbekommen. Wir durften und (mussten) ausprobieren: erst alleine, dann mit einem Partner oder einer Partnerin, mit einer kleinen Gruppe und am Ende alle zusammen.

Erst machten wir nur ganz kleine Bewegungen, später weitere, jede und jeder so wie sie oder er konnte und wollte. Erst bewegten wir uns nur in einem kleinen Raum, später in einem größeren und dann schließlich im ganzen Raum. Alles erfolgte schrittweise, so dass alle gut mitkamen.



Während der ganzen Zeit wurde kaum jemand müde. Das lag wohl daran, dass jede Minute spannend war, weil es permanent etwas zu entdecken gab: über sich selbst und die anderen.

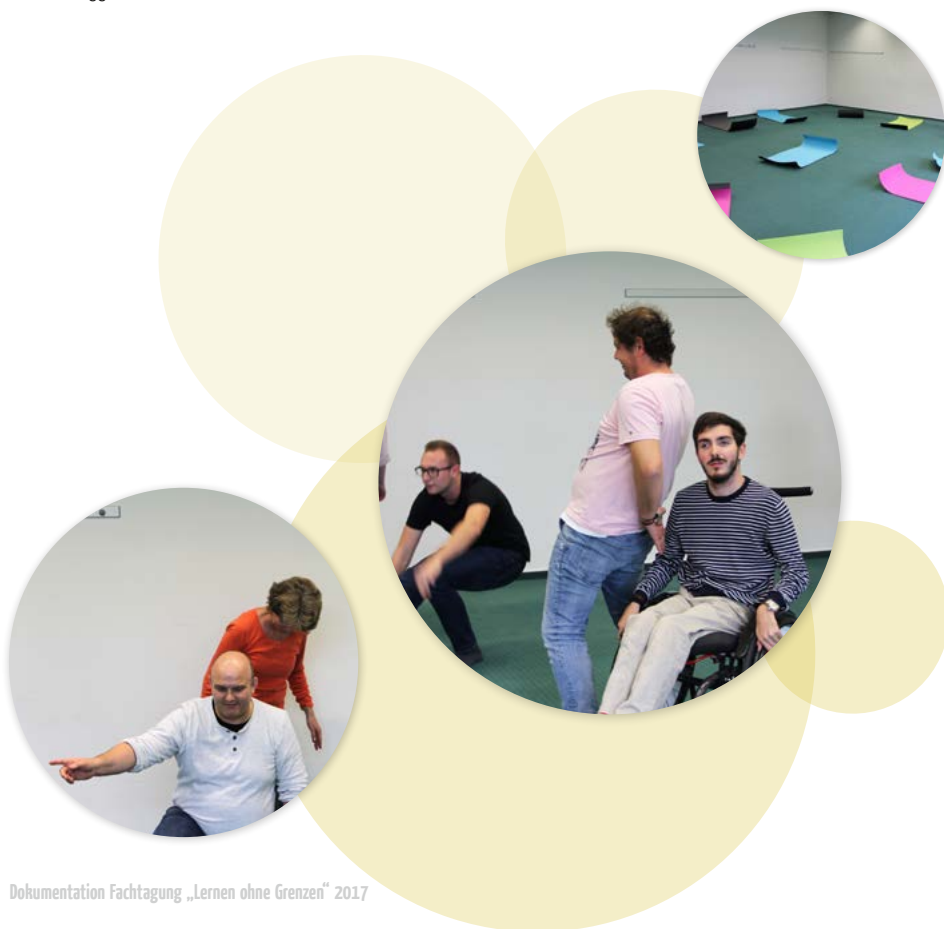
Wir erlebten, dass wir in jedem Augenblick in vielfältiger Weise in Beziehung stehen – in diesem Workshop genauso wie in unserem Alltag: zu uns selbst, unserer Umwelt, dem Raum, in dem wir gerade sind, und vor allem natürlich auch zu jedem Menschen, der mir begegnet.

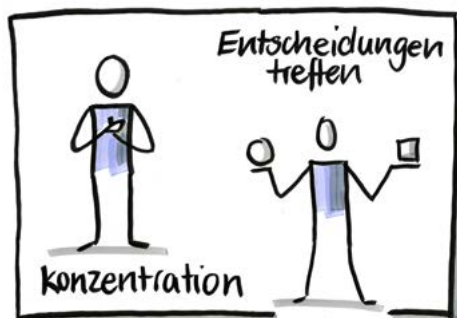
„DanceAbility ist eine Bewegungs- und Tanzmethode für alle Menschen in jeglicher Kombination von Menschen, um die eigene Bewegungssprache zu erforschen und um sich selber in Beziehung zum Gegenüber und zur ganzen Gruppe zu erleben. DanceAbility setzt sich mit dem Problem der Isolation auseinander, welches wir in unserer Gesellschaft geschaffen haben. DanceAbility arbeitet mit dem, was für alle in einer Gruppe zu einer Zeit möglich ist. DanceAbility vermittelt stets die gleiche Information an Alle. Das Prinzip ist, dass alles Lernen gegenseitig ist. Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer lernen und lehren gleichviel von- und füreinander.“

www.inklusionslandkarte.de/IKL/Projekt_Vollansicht/vollansicht_node.html?cms_idNewInclusion=819

www.danceability.de

www.beweggrund.net





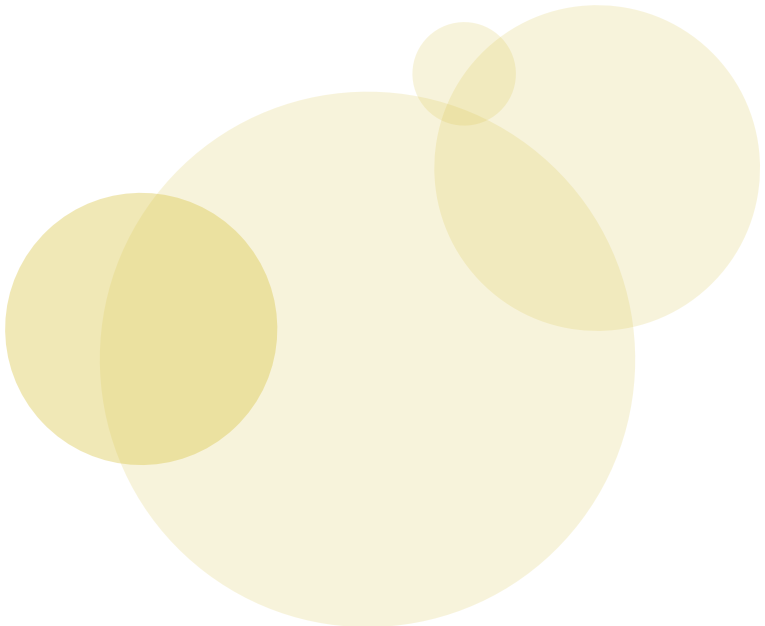
4.5.2 Erkenntnisse und Perspektiven

Erkenntnisse

- Jeder hat jeden kennengelernt – ohne Worte.
- Sensibilität
- Grenzen überwinden kann Freude / Spaß machen.
- Eigenen Körper als positiv empfinden, im Zusammenspiel mit anderen.

Perspektiven

- Die Art, wie wir hier miteinander umgehen, verändert die Gesellschaft.
- Dies in den Alltag einbringen
- Wir haben die Perspektive gewechselt.



Erkenntnisse

Forum ⑤



Jeder hat jeden
Kennen gelernt - ohne Worte

Sensibilität

Grenzen überwinden
Kann Freude/Spaß machen

eigenen Körper als
positiv empfinden, im
Zusammenspiel mit
anderen

Miteinander kreativ



Perspektiven

Forum ⑤



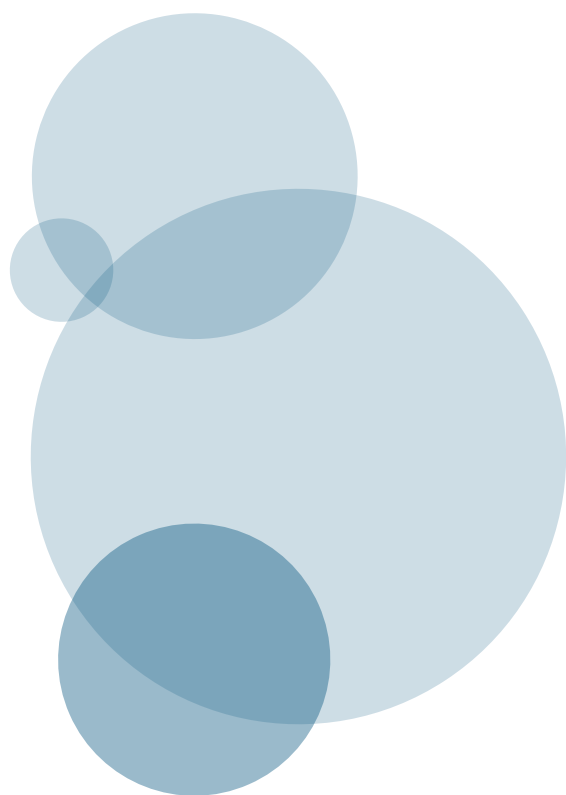
Die Art, wie wir hier miteinander umgehen, verändert die Gesellschaft!

Dies in
den Alltag
einbringen

Wir haben die
Perspektive
gewechselt!

Miteinander kreativ

LANDSCHAFT



5 Schlusswort: Caritasdirektorin Dr. Birgit Kugel

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

am Ende unserer Fachtagung „Lernen ohne Grenzen“ danke ich allen sehr herzlich, die diese zwei Tage vorbereitet und gestaltet haben. Stellvertretend nenne ich die Mitglieder der Steuergruppe und der Vorbereitungsgruppe.

Es freut mich sehr, dass durch die Förderung der Aktion Mensch sieben unterschiedliche Partner eine solche Fachtagung gemeinsam vorbereitet und durchgeführt haben.

In den vergangenen zwei Tagen haben wir viel über Inklusion geredet und uns ausgetauscht. Was aber noch viel wichtiger ist, wir haben Teilhabe und damit ein Stück Inklusion auch ganz praktisch gelebt und gelernt. So wurde die Fachtagung zu einem wichtigen und guten Schritt auf dem noch langen Weg hin zu einer weitest möglichen inklusiven Gesellschaft, zu einem allgemein geübten inklusiven Handeln, zur Teilhabe möglichst vieler. In diesem Sinne werden alle Beteiligten mit den Ergebnissen unserer Tagung weiterarbeiten müssen, jede an ihrem, jeder an seinem Platz. Somit übergebe ich symbolisch diese Staffelhölzer, verbunden mit dem Auftrag zur Weiterarbeit an diesem wichtigen Thema der „Inklusion“, an:

die Mitglieder der Steuerungsgruppe

- Frau Brigitte Scherer, Referentin für den Arbeitsbereich Diakonische Pastoral im Bistum Trier. Sie erhält gleich zwei Staffelhölzer, eines für ihr Aufgabengebiet und eines, das sie bitte an den Generalvikar, Dr. Ulrich Graf von Plettenberg, weitergeben soll,
- Herrn Christoph Morgen, Arbeitsfeld Inklusion im Visitationsbereich Saarbrücken und Beauftragter für die Flüchtlingsarbeit im Dekanat Völklingen,
- Frau Irmtrud Lauer, Leiterin des Referates Fachberatung für Kindertageseinrichtungen beim Caritasverband für die Diözese Trier e.V.,
- Frau Ute Kickert-Mosbach, Leiterin der Familienbildungsstätte in Bitburg, stellvertretend für die Familien- und Erwachsenenbildung im Bistum Trier.

Staffelhölzer erhalten auch die Kooperationspartner dieser Fachtagung, vertreten durch:

- Herrn Wolfgang Müller, Leiter der Abteilung Schulen und Hochschule im Bistum Trier,
- Herrn Frank Kettern, Leiter der Jugendeinrichtungen mit den Fachstellen plus für Kinder und Jugendpastoral und den offenen Einrichtungen im Bistum Trier, und Cäcilie Fieweger, Leiterin der Fachstelle für Kinder- und Jugendpastoral in Trier,



- Frau Christina Göth, Abteilungsleiterin für das Arbeitsfeld Kita im Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung,
- Herrn Bernhard Zaunseder, Referent für Bildungsmanagement im Institut für Lehrerfort- und Weiterbildung,
- Herrn Oliver Pfeleiderer; Geschäftsführer der Landesarbeitsgemeinschaft Selbsthilfe in Rheinland-Pfalz (LAG).

Last but not least übergebe ich Staffelhölzer an:

- Herrn Prof. Dr. Martin Lorsch und Herrn Prof. Dr. Joachim Theis, stellvertretend für die Theologische Fakultät Trier, sowie an
- Herrn Matthias Rösch, Landesbehindertenbeauftragter in Rheinland-Pfalz,
- Frau Christa Maria Rupp, Landesbehindertenbeauftragte im Saarland; sie ist wegen der Hochzeit ihres Sohnes am heutigen Tag verhindert. Sie bedauert es sehr, nicht an der Fachtagung teilnehmen zu können. Herr Christoph Morgen wird ihr dieses Staffelholz überbringen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

auch Sie erhalten gleich Staffelhölzer, denn Sie alle sollen den Geist dieser Fachtagung mit nach Hause nehmen in Ihren persönlichen und beruflichen Alltag.

Wir alle zusammen haben den Auftrag, das Anliegen und die konkreten Vorschläge zur Realisierung einer inklusiven Gesellschaft ins Bistum zu tragen. Dafür wünsche ich uns allen viel Erfolg, viel Kraft und einen langen Atem sowie Gottes Segen.

Abschließend möchte ich allen danken, die diese Tagung vorbereitet und mitgestaltet haben. Ein Dank gilt aber vor allem den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, denn nur durch ihr engagiertes Mittun konnte die Veranstaltung zu einem Erfolg werden.



6 Weitere Programmpunkte / Bildergalerie

6.1 Lass mich Dich (kennen) lernen

Schritt 1: Erstkontakt aufnehmen

Die TN werden eingeladen, sich in ihrem Rhythmus durch den Raum zu bewegen, den Raum wahrzunehmen, die anderen TN wahrzunehmen, andere TN in der gewohnten Art zu begrüßen, wie sie es sonst auch tun, andere TN auf ungewohnte Art zu begrüßen, z. B mit den Füßen, „give five“ oder mit einer Begrüßung aus einer anderen Kultur.

Schritt 2: Lass mich Dich (Kennen) Lernen – Thematischer Impuls

„Lass mich Dich lernen, ... ist vielleicht das Anspruchsvollste, zu dem uns Inklusion herausfordert. Je mehr ich mich mit Inklusion beschäftige, je deutlicher wird mir, dass Inklusion, wenn überhaupt, in kleinen Schritten geht, es ist etwas, das sich ereignet, ereignen kann, wenn wir einander kennen lernen. Ganz konkret ereignen sich inklusive Momente zwischen Dir und mir.

Einladung:

Gehen Sie wieder durch den Raum und finden Sie auch dieses Mal Ihren Rhythmus. Lassen Sie Ihren Blick schweifen und gehen Sie auf jemanden zu. Stellen Sie sich der Person gegenüber und nehmen Sie wahr, wie viel Nähe und Abstand Sie zu dieser Person möchten. Tun Sie dies schweigend. Vielleicht möchte Ihr Gegenüber mehr Raum zwischen sich und Ihnen oder möchte Ihnen näher sein als Sie das möchten. Nehmen Sie wahr, was Sie tun oder was Sie vermeiden. Nehmen Sie auch Ihre Gedanken wahr.

Wenn Sie weitergehen möchten, nicken Sie ihrem Gegenüber zu und verabschieden sich so. Gehen Sie nun wieder alleine durch den Raum und konzentrieren Sie sich auf sich selbst. Wie fühlen Sie sich jetzt nach dieser kurzen Begegnung?

Gehen Sie nun zu einer nächsten Person ...

Schritt 3: Nur ein Blick reicht nicht aus ...

Gehen Sie weiter schweigend durch den Raum. Lassen Sie wieder Ihren Blick schweifen und nehmen Sie Kontakt mit einer Person auf. Stellen Sie sich der Person gegenüber und stellen Sie sich die Frage:



Wie bin ich hier angekommen? – Wie mag meine Partnerin/mein Partner hier angekommen sein? – Was habe ich heute erlebt? – Was mag meine Partnerin/mein Partner erlebt haben?

„Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“ (Bischof Klaus Hemmerle)

Gehen Sie weiter schweigend durch den Raum ...

Was mag meine Partnerin/mein Partner über Inklusion denken? – Welche Fragen stellt sie/stellt er sich?

Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, ...

Gehen Sie weiter schweigend durch den Raum ...

Was mag die Botschaft meine Partnerin/mein Partner sein? – Was kann ich von ihr/ ihm lernen?

Schritt 4: Meine inklusiven Momente – Austausch mit anderen

Inklusive Momente – was ist das? Für mich sind es Momente, in denen ich etwas lerne über meine Partnerin/meinen Partner und über mich selbst, Momente, in denen ich anderen und mir selbst näherkomme. Dabei können inklusive Momente ganz unterschiedlich sein: trotzig, zündend, cool, nicht perfekt, achtungsbietend, unprofessionell, ...

Finden Sie sich in Dreiergruppen zusammen und tauschen Sie sich darüber aus:

Was sind für mich inklusive Momente?



6.2 Musicalaufführung „Der Tomatenmaler“

Das Musical „Der Tomatenmaler“ von Dirk Klinkhammer ist ein Projekt der Integrativen Musik-AG Bitburg. Die AG wurde im Herbst 2014 im Rahmen einer Kooperation zwischen der St. Martin-Schule Bitburg und dem Haus der Jugend Bitburg gegründet. Die Idee ist, behinderten und nichtbehinderten jungen Menschen die Möglichkeit zu bieten, gemeinsam zu musizieren, zu singen, zu tanzen und als Schauspieler in andere Rollen zu schlüpfen. Fast ein Jahr dauerten die Vorbereitungen für die Aufführung des Musicals. Über 80 junge Leute probten mit Begeisterung in den unterschiedlichen Sparten, bevor es im September 2015 mit großem Erfolg seine Premiere feierte. Das Musical „Der Tomatenmaler“ wurde von Ministerpräsidentin Malu Dreyer mit dem Brücken-Preis ausgezeichnet.





6.3 Geistliche Impulse

Wege des Friedens

Abendlob

Herr,

unsere Erde ist nur ein kleines Gestirn im großen Weltall. An uns liegt es, daraus einen Planeten zu machen, dessen Geschöpfe nicht von Kriegen gepeinigt werden, nicht von Hunger und Furcht gequält, nicht zerrissen in sinnlose Trennung nach Rasse, Hautfarbe oder Weltanschauung. Gib uns Mut und Voraussicht, schon heute mit diesem Werk zu beginnen, damit unsere Kinder und Kindeskindern einst stolz den Namen Mensch tragen.

Gebet der Vereinten Nationen



... sich von Charismen überraschen lassen ...

Morgenimpuls

Charismen sind – so glauben wir als Christinnen und Christen – allen Menschen von Gott geschenkt. Jede und jeder kann etwas. Jede und jeder ist wichtig. Jede und jeder kann zum Aufbau des Reiches Gottes beitragen. Keiner kann alles. Deshalb braucht es viele verschiedene Charismen, die sich ergänzen. Gerade die scheinbar schwächsten Menschen sind dabei unentbehrlich. Charismen sind dann Charismen, wenn sie Gottes barmherzige Liebe in die Welt tragen. Charismen sind dann Charismen, wenn sie die Welt menschenfreundlicher machen.

Menschen brauchen Freiraum und Zuspruch, wenn sie ihre Charismen entfalten wollen. Deshalb ist es wichtig, dass es Orte gibt, an denen Menschen ihre Charismen entdecken und entwickeln können.

Orientieren sich Christinnen und Christen an den Charismen der Menschen, dann machen sie sich auf den Weg zur Inklusion.

Die Vielfalt der Menschen wird zum Ausgangspunkt gesellschaftlicher und kirchlicher Entwicklungsprozesse. Dieser Lernprozess beginnt durch Fragen, Teilen, Aushandeln und Ausprobieren.



7.1 Wichtige Wörter für die Fachtagung in Leichter Sprache

Diese Tagung hat den Namen:

„Lernen ohne Grenzen“



Darum geht es auf dieser Tagung:

Alle Menschen sollen zusammen lernen können.

Sie sollen mit-einander und von-einander lernen.

Sie sollen das lernen, was sie lernen wollen.

Sie sollen so lernen, wie sie gut lernen können.

Auf der Tagung wird über diese Frage geredet:

Was können die Menschen auf der Tagung machen,
damit Menschen gut zusammen lernen können.



Dafür stellen auch Personen Beispiele vor.

Wo heute Menschen schon gut zusammen lernen.

Inklusion bedeutet:

Sehr verschiedene Menschen leben zusammen.

Von Anfang an.

Und ihr ganzes Leben lang.



Teilhabe bedeutet:

Alle Menschen können mitmachen.

Alle können so mitmachen, wie sie können.

Alle können so mitmachen, wie sie wollen.

Keiner ist ausgeschlossen.



Synode bedeutet:

Die Synode war eine Gruppe von Menschen.

Die Menschen kamen aus der katholischen Kirche.

Sie kamen aus dem Bistum Trier.



Zu diesem Treffen hat Bischof Ackermann eingeladen.

Es waren sehr viele Leute dabei: 250 Leute.

Sie haben sich 7 mal getroffen.



Der Bischof Ackermann hat eine Frage gestellt.

Er hat die Frage an die Synode gestellt.

Die Frage war:

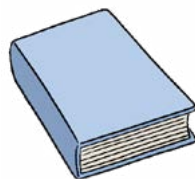
Wie soll katholische Kirche im Bistum Trier in der Zukunft sein.

Die Synode hat über die Frage gesprochen.

Die Synode hat eine Antwort gegeben.

Die Synode hat Vorschläge gemacht.

Die Synode hat gesagt: Das soll anders werden.



Der Bischof hat versprochen:

Was die Synode geschrieben hat ist sehr wichtig.

Das was die Synode geschrieben hat soll passieren.

Alle Leute im Bistum Trier sollen dabei mitmachen.



Bildung bedeutet:

Menschen lernen etwas.

Bildung hilft damit Menschen etwas können.

Bildung hilft damit Menschen etwas wissen.



Es wird dies überlegt:

Wie kann das gut passieren,

damit Menschen etwas können und wissen.

Dazu gehören zum Beispiel diese Dinge:

Schule, Kinder-Garten, Kurse, Bücher

Das kann auch dazu gehören: zusammen etwas machen.

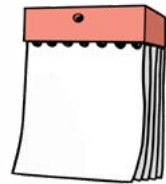


Etwas lernen dauert eine Zeit lang.

Viele verschiedene Dinge geschehen dabei.

Es verändert sich etwas bei dem Menschen, der lernt.

Das schwere Wort hierfür ist: **Bildungs-Prozess**



7.2 Artikel der Bischöflichen Pressestelle zur Fachtagung

Teilhabe statt Parallelgesellschaften

Über 140 Menschen nehmen an Fachtagung „Lernen ohne Grenzen“ teil

Trier – Mehr Teilhabe an der Gesellschaft – weniger Abschottung und Parallelwelten für Menschen mit Behinderung: Das hat Prof. Dr. Elisabeth Wacker von der Technischen Universität in ihrem Vortrag auf einer Fachtagung des Bistums Trier zum Thema Inklusion gefordert. Unter dem Motto „Lernen ohne Grenzen“ hatten sich über 140 Teilnehmende vom 20. bis 21. Oktober mit der Frage beschäftigt, wie die Teilhabe aller Menschen am gesellschaftlichen und am kirchlichen Leben gefördert werden kann. In verschiedenen Foren tauschten sie sich zu Aspekten wie der Inklusion am Arbeitsmarkt, den politischen Rahmenbedingungen und praktischen Beispielen aus Schulen und Kindertageseinrichtungen aus. Dabei ging es beim Thema Inklusion nicht nur um Menschen mit Behinderung, sondern um alle Menschen, die in der Gesellschaft benachteiligt werden.



Professor Dr. Elisabeth Wacker bei ihrem Vortrag

Zwischen dem rechtlichen Anspruch der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben für alle und der Lebenswirklichkeit vieler Menschen mit Behinderung klappte derzeit noch ein großer Graben, erklärte Wacker in ihrem Impulsvortrag. Dabei sei hier von rund 20 Millionen Deutschen die Rede. Momentan existierten häufig „Parallelwelten“, also Orte, wo Menschen mit Behinderung in einer „passenden Umwelt lebten“. Das fördere aber Abgrenzungsprozesse und werde den Menschen nicht gerecht. „Denn um wirklich eine ganz persönliche Teilhabe zu ermöglichen, müssen wir auch auf Dinge wie Alter, Geschlecht, Religionszugehörigkeit und kulturelle Hintergründe achten. Es gibt nicht die homogene Gruppe von behinderten Menschen.“ Bei einer wirklich inklusiven Gesellschaft müsse jeder die Option haben, sich nach seinen Möglichkeiten zu entwickeln. Das sei natürlich schwierig, denn dies werfe Fragen auf: „Wenn alles für jeden möglich sein soll – wo gibt es Grenzen? Und wer zieht sie?“ Wacker sieht dabei große Chancen im kommunalen und kirchlichen Raum – Vereine, Pfarreien und andere Gruppen könnten verstärkt dazu beitragen, Menschen mit Behinderung in ihrem Alltag und ihrer Umgebung Teilhabe zu ermöglichen. Dennoch bleibe es die große Aufgabe des Staates, dafür entsprechende Infrastrukturen herzustellen und fachliche und materielle Ressourcen zugänglich zu machen. Dabei gehe es nicht darum, die sehr guten existierenden fachlichen Strukturen abzubauen, sondern das System zu ändern.

Im zweiten Fachvortrag des Tages ging Prof. Dr. Ulrich Heimlich von der Ludwig-Maximilians-Universität auf die Situation in Schulen und Kindertageseinrichtungen ein,

zu denen er schon lange in Bayern forscht. „Wir sollten Verschiedenheit nicht immer als Belastung, sondern auch als Bereicherung ansehen und nicht nur von Teilhabe, sondern auch von Teilgabe reden – denn jeder Mensch bringt etwas ein in eine Gruppe“, betonte Heimlich. Von ihren Erfahrungen, wie ein solches „Lernen ohne Grenzen“ konkret im Schulalltag umgesetzt wird, berichtete die Schulleiterin Andrea Schulz von der Maximilian-Kolbe-Grundschule in Neunkirchen. Vor drei Jahren sei im Saarland der Schulbesuch aller Kinder an den Regelschulen verpflichtend eingeführt worden – seither versuche die Schule, die nach und nach erlassenen Verordnungen des Landes etwa zu Zeugnissen und Klassenarbeiten umzusetzen. „Gerade als katholische Schule ist es wichtig, dass wir unserem Leitbild und Konzept auch gerecht werden – dazu gehört selbstverständlich die Inklusion.“

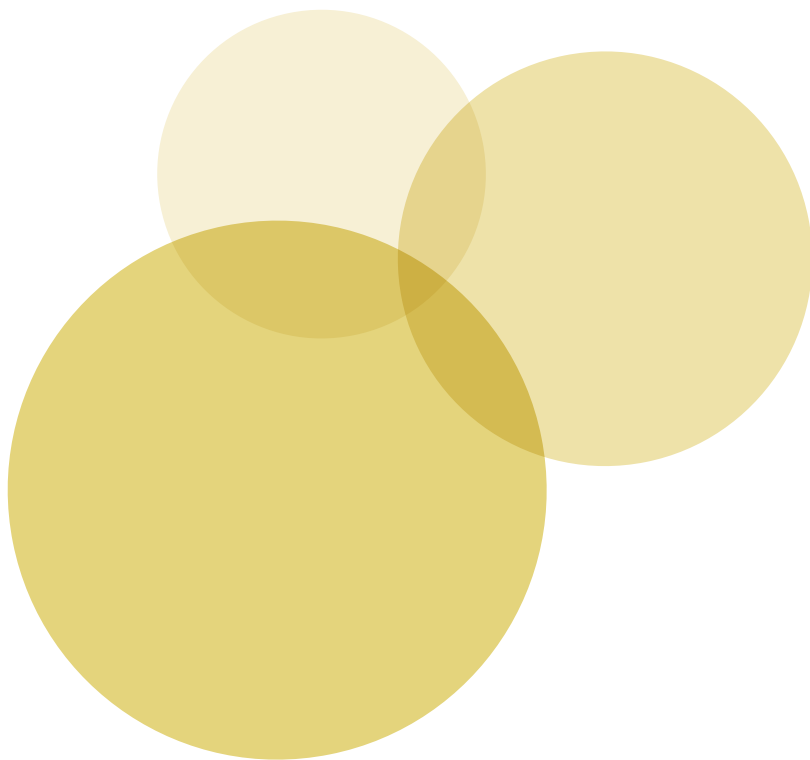
Die Schule stehe noch am Anfang, aber die Zukunftsvision sei klar: „Wir möchten räumlich und unterrichtlich in der Lage sein, wirklich alle Kinder mit unterschiedlichsten Förderbedarfen zu unterrichten.“ Während die Schule schon weitestgehend barrierefrei ist, seien räumliche aber auch personelle Veränderungen trotzdem notwendig. Schulz wünscht sich eine eigens angestellte Förderlehrerin und einen Integrationshelfer, der fest an der Schule arbeitet. Denn bisher sind die vom Land bestellten Integrationshelfer nur an ein bestimmtes Kind gekoppelt, das sie betreuen. „Mit mehr Personal wären wir natürlich flexibler.“ Dieser Wunsch verbindet sie auch mit Irmtrud Lauer vom Diözesancharitasverband Trier, Leiterin des Referates Fachberatung für die katholischen Kindertageseinrichtungen im Bistum. „Die Kindertageseinrichtungen sind auf einem guten Weg, inklusiv zu werden – das entspricht auch dem Rahmenleitbild für die Kitas im Bistum. Unsere Kitas stehen demnach allen Kindern und ihren Familien offen, und jedes Kind wird in seiner Individualität gefordert und wertgeschätzt, wozu auch sein religiöser und kultureller Hintergrund gehören.“ Konzepte allein genügten dabei nicht, so Lauer. Inklusion sei zum einen eine Frage der Haltung – die Fachkräfte müssten sich mit dem Thema auseinandersetzen und schauen, was schon geleistet werden könne. Aber es müsse auch Geld in die Hand genommen werden. „Inklusion gibt es nicht zum Nulltarif. Wir sind Interessensvertreter gegenüber der Politik und fordern, dass die notwendigen Ressourcen bereitgestellt werden. Dies gilt z. B. für den Personalschlüssel, wie auch für die räumlichen Bedingungen“, betont Lauer.

Die Tagung sollte vor allem ein Ort sein, an dem Inklusion schon konkret erfahrbar ist – und das sei gelungen, resümiert Organisator Christoph Morgen vom Arbeitsfeld Inklusion im Bistum Trier. Die



Rückmeldungen der Teilnehmenden, unter denen auch etliche Menschen mit Behinderung waren, seien durchweg positiv gewesen. „Wir wollen zeigen: Für die Gesellschaft ist es ein Fortschritt, die Vielfalt im Blick zu haben. Auf der Tagung wollten wir Begegnungen zwischen unterschiedlichsten Menschen ermöglichen. Ein Teilnehmer sagte mir, er sei mit dem Gefühl gegangen: „Ich bin nicht allein, sondern wir möchten das gleiche Ziel erreichen.“ Die Fachtagung wurde veranstaltet vom Bistum Trier, dem Caritasverband, dem Institut für Lehrerfort- und Weiterbildung, der Katholischen Erwachsenenbildung Trier, der Landesarbeitsgemeinschaft Selbsthilfe für Behinderte und gefördert durch die Aktion Mensch.

(sb)



7.3 Adressen der Veranstalterinnen und Veranstalter der Fachtagung „Lernen ohne Grenzen“



Arbeitsbereich Diakonische Pastoral

Ansprechpartnerin: Brigitte Scherer,
brigitte.scherer@bgv-trier.de

Arbeitsfeld Inklusion

Ansprechpartner: Christoph Morgen,
christoph.morgen@bistum-trier.de
www.bistum-trier.de/inklusion



Abteilung Schule und Hochschule

Ansprechpartnerin: Elisabeth Winandy,
elisabeth.winandy@bgv-trier.de
www.schulabteilung.bistum-trier.de



Abteilung Jugend im Bistum Trier

Ansprechpartnerin: Cäcilie Fieweger,
caecilie.fieweger@bistum-trier.de
www.jugend-bistum-trier.de



Katholische Erwachsenenbildung Trier

Ansprechpartner: Thomas Berenz,
thomas.berenz@bgv-trier.de
www.keb-trier.de



Caritasverband
für die Diözese
Trier e.V.

Abteilung Kindertageseinrichtungen

Ansprechpartnerin: Irmtrud Lauer,
lauer-i@caritas-trier.de

Abteilung Soziale Sicherheit und Teilhabe

Ansprechpartnerin: Anne Veit-Zenz,
veit-zenz-a@caritas-trier.de
www.caritas-trier.de



Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung

Abteilung Arbeitsfeld Kita
Ansprechpartnerin: Christina Göth,
goeth@ilf.bildung-rp.de
www.ilf-mainz.de



Landesarbeitsgemeinschaft Selbsthilfe Behinderter Rheinland-Pfalz e.V.

Ansprechpartner: Oliver Pfeleiderer,
pfeleiderer@lag-sb-rlp.de
www.lag-sb-rlp.de

7.4 Verzeichnis der Referentinnen und Referenten

Forum 1: Miteinander und voneinander lernen

- **Prof. Dr. Ulrich Heimlich**, Ludwig-Maximilians-Universität München
- **Maria Hösel**, Referentin zum Inklusionsindex für Kindertageseinrichtungen und Projektbegleiterin „Eine Kita für Alle“
- **Ulrike Künzel**, Leiterin Kindertagstätte „Großer Garten“ Schifferstadt
- **Lothar Plachetka**, pädagogischer Leiter und Geschäftsführer Katholische Erwachsenenbildung Bodenseekreis e.V., Friedrichshafen
- **Andrea Schulz**, Schulleiterin der Maximilian-Kolbe Grundschule Neunkirchen-Wiebelskirchen
- **Gerd Wanken**, ehemaliger Leiter Haus der Jugend Bitburg, AG Integration

Forum 2: Inklusiv leben in sozialen Räumen

- **Marianne Arndt**, Gemeindereferentin in Köln
- **Karin Hoffmann**, Arbeitgeberin im Arbeitgebermodell
- **Florian Hoppe**, Vater / Bruder
- **Marianne Münz & Juliane Käser**, Mitarbeiterinnen im Projekt „Inklusiv leben lernen“, Bad Kreuznach.
- **Stefan Nober**, Referent im Arbeitsbereich Diakonische Pastoral im Bistum Trier
- **Susanne Pfeiderer**, Frühförderung in Hessen
- **Gracia Schade**, Projektleiterin „Kommune inklusiv“ Verbandsgemeinde Nieder-Olm

Forum 3: Zusammen arbeiten lernen

- **Olaf Guttzeit**, Konzernschwerbehindertenbeauftragter Boehringer Ingelheim
- **Ariane Mazreku**, Mitarbeiterin in der Jugendherberge Trier
- **Jacqueline Schneider**, Integrationsfachdienst Caritasverband Trier
- **Andrea Steyven**, Geschäftsführerin der Aktion Arbeit im Bistum Trier
- **Johannes Weidl**, Referent RKW Kompetenzzentrum Eschborn

Forum 4: Politisch inklusiv handeln lernen

- **Gerold Abrahamczik**, Sprecher des Beirates der Angehörigen im Bundesverband Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e. V., Dinklage
- **Birgit Hampp-Höning**, Förderschullehrerin, Systemische Beraterin
- **Ellen Kubica**, Pädagogische Mitarbeiterin der Gesellschaft für psychosoziale Einrichtungen, Mainz
- **Matthias Rösch**, Landesbeauftragter für die Belange behinderter Menschen in Rheinland-Pfalz
- **Prof.in Dr. Elisabeth Wacker**, Technische Universität München

Forum 5: Miteinander kreativ

- **Anne Chérel**, DanceAbility e. V. Trier
- **Maja Hehlen**, DanceAbility e. V. Trier
- **Gudrun Paulsen**, DanceAbility e. V. Trier
- **Tonja Rausch**, DanceAbility e. V. Trier

Impressum

Herausgeber

Bischöfliches Generalvikariat
Zentralbereich 1.1 Pastorale Grundaufgaben
Arbeitsbereich 1.1.2 Diakonische Pastoral
Mustorstr. 2
54290 Trier

Redaktion:

Cäcilie Fieweger, Christoph Morgen

Layout/Produktion:

Zippo Zimmermann,
www.designladen.com

Fotos: Simone Bastreri, Petra Plicka,
Bistum Trier, DiCV Trier/Thewalt u.a.

Zeichnungen / Bilder:

Petra Plicka, Annette Bollig

20.10.17. 15:00 Uhr - 21.10.17. 16:00 Uhr

MODERATION

Barriere



Notiz

140
Leute dabei

...the ...

Gesellschaft
Incl.



mon

9

aus den Erfahrungen
haben wir erstellt:

als Pflanzensamen
in den Boden
für intensive
Bildung

k lernen

inklusive Schule.

INKLUSION

Inklusive

Menschliche Vielfalt ist normal

Es steht da
, Niemand darf
beobachtet
werden

Menschliche Vielfalt bedeutet teilhaben können

So much
for that

Teilhaber

entsteht durch
Teilnahme

Capat

name Software